IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR SIGM. FREUD
REDIGIERT VON
DR OTTO RANK u. DR HANNS SACHS

III. JAHRGANG / 1914
HEFT 4 / / AUGUST



1914
HUGO HELLER & CIE
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

DIE UNREGELMÄSSIGKEITEN IM ERSCHEINEN UND IM UMFANGE DIESER ZEITSCHRIFT, WELCHE UNS DURCH DIE KRIEGSLAGE AUFERLEGT SIND, WOLLEN DIE P. T. ABONNENTEN FREUNDLICHST ENTSCHULDIGEN. DAS VERSÄUMTE WIRD NACH WIEDERKEHR NORMALER ZUSTÄNDE NACHGEHOLT WERDEN.

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien XIX/1, Peter-Jordangasse 76 adressiert werden.

»IMAGO« erscheint SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von etwa 36 Bogen und kann für M. 15.— = K 18.— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien I., Bauernmarkt 3 abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Auch wird ein GEMEINSAMES ABONNEMENT auf »IMAGO« und die »INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE« zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von Mk. 30.— = K 36.— eröffnet.

Die wenigen noch verfügbaren Exemplare des abgeschlossenen II. Jahrgangs »IMAGO« werden im Preise erhöht, so daß der komplette II. Jahrgang nunmehr M. 18.— = K 21.60, gebunden M. 22.50 = K 27.— kostet. Auch vom ersten Jahrgange sind noch einige wenige Exemplare zu diesem Preise verfügbar.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN mit Lederrücken sind zum Preise von M. 3.— = K 3.60 durch jede gute Buchhandlung, sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

BERICHTIGUNG.

Im vorigen Heft von »Imago« soll es S. 300, Anm. 2, statt »Hermes 68. Bd.« richtig heißen »Philologus 68. Bd.«

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD

SCHRIFTLEITUNG:

III. 4. DR. OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1914

Der Wendepunkt im Leben Napoleons I.

Von Dr. LUDWIG JEKELS[1].

Zur Rechtfertigung des vorliegenden Versuches genügt meiner Ansicht nach der Hinweis auf die ungeheuere Flut von Arbeiten über Napoleon I.; beträgt doch nach F. Kircheisen die Bibliographie des Napoleonischen Zeitalters — die überdies keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — 80.000 Publikationen!

Diese gigantische, kaum einer anderen Geschichtsepoche auch nur annähernd zukommende Ziffer weist ja darauf hin, daß hier Probleme und Motive in Frage kommen mögen, welche in abgründiger Tiefe verborgen liegen, und deshalb den selbst mit so beispielloser Emsigkeit betriebenen gewöhnlichen Methoden der Geschichtsforschung entweder vollends widerstehen oder durch dieselben nur unzulänglich und unbefriedigend aufgehellt werden; so, daß sich diese mit der wohl am tiefsten dringenden und aufschlußreichsten, der psychoanalytischen Methode kombinieren, ja stellenweise, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, der Psychoanalyse sogar ganz das Terrain überlassen müssen.

Wie im Nachstehenden gezeigt werden soll, erstreckt sich diese Forderung in besonders hohem Maße auf die sogenannte »korsische Periode« Napoleons, auf die sich die vorliegende Untersuchung beschränkt, und von der ohnehin schon Masson in seiner Vorrede zu den »Manuscripts inédits« meinte: »Il faut une étude particulière pour ces deux années (septembre 1791—juin 1793).«

I.

Die Insel Korsika, bekanntlich das Vaterland Napoleons, stand seit dem vierzehnten Jahrhundert unter der Herrschaft der

---

[1] Nach einem am 22. April 1914 in der »Wiener Psychoanalytischen Vereinigung« gehaltenen Vortrag.



Republik Genua, die daselbst ein hartes und äußerst drückendes Regiment führte; so kam es zu unaufhörlichen Kämpfen zwischen den Genuesen und den von stolzem Unabhängigkeitssinn angefeuerten Gebirgsbewohnern Korsikas. Besonders mächtig wurde die Empörung gegen die Fremdherrschaft im Jahre 1730, welche zu einem nahezu vierzig Jahre währenden allgemeinen Aufstand der Korsen führte. Dieser außerordentlich aufopferungsvolle, von dem zeitgenössischen Europa vielbewunderte Kampf der Insulaner gegen ihre Bedrücker gestaltete sich recht abwechslungsreich; doch gelang es den Genuesern trotz mancher Siege und trotz der ihnen von seiten Frankreichs und Deutschlands geleisteten Hilfe nicht, die Korsen zu unterjochen — besonders seitdem diese Pasquale Paoli im Jahre 1755 zum alleinigen Oberhaupt des korsischen Volkes, zu ihrem Regenten ausgerufen hatten.

Dieser mit hoher Bildung, Umsicht, Klugheit und Energie ausgestattete Mann, der bei seinem Regierungsantritte das Land im Zustande höchster Verwilderung und Verwahrlosung vorfand, nahm es außerordentlich ernst mit den übernommenen Pflichten. Er säuberte das Land fast ganz von den Genuesen, denen nunmehr bloß einige befestigte Küstenplätze verblieben, führte Ordnung und gute Verwaltung im Lande ein, gab ihm eine vernünftige Verfassung und versetzte dasselbe solchergestalt in einen Stand, der den zeitgenössischen geistigen Größen: Rousseau, Voltaire, Friedrich d. Gr., Montesquieu etc. Bewunderung abgerungen hat und ihnen die Verfassung Korsikas als nachzustrebendes Ideal erscheinen ließ.

Als nun Paoli daran ging, auch den geringen im genuesischen Besitz noch befindlichen Rest des Landes zu befreien, da wandten sich die bedrängten Genuesen um Hilfe an die Franzosen und überließen ihnen die noch innegehabten Küstenplätze zur Verteidigung. Nachdem sie schließlich die Unmöglichkeit einsahen, das wohlbewaffnete und wohlorganisierte Land jemals zurückzugewinnen, übergaben sie am 15. Mai 1768 die Insel in Gänze den Franzosen, wogegen ihnen eine Geldentschädigung zugesprochen wurde.

Indessen ging auch die Besitzergreifung Korsikas durch die Franzosen nicht so glatt vonstatten. Die Korsen sträubten sich mit bewaffneter Hand ebenso gegen diese wie früher gegen die Genuesen, und führten einen heldenmütigen Kampf gegen ihre neuen Bedränger. Anfangs errangen sie auch einige Erfolge; als aber die Franzosen bedeutende Truppenverstärkungen heranzogen, wurde Paoli genau nach einjähriger Dauer des Kampfes am 8. Mai 1769 bei Ponte Nuovo entscheidend geschlagen, und die damalige Hauptstadt Corte von den Franzosen erobert.

Paoli flüchtete nach England, wo ihm gerne Gastfreundschaft gewährt wurde, während seine Anhänger sich den Franzosen ergaben. In der Abordnung, die von den Franzosen den Frieden erbat, befand sich als einer der Führer auch Carlo (Charles Marie) Buonaparte, der Vater Napoleons, der bis dahin ein

wackerer Kämpfer für des Vaterlandes Freiheit und ein Anhänger Paolis gewesen war. Diese seine Gefühle teilte vollkommen seine Gattin Maria Lätizia, eine vom korsischen Patriotismus durchglühte, ebenso schöne wie energische junge Frau, die an der Seite ihres Mannes die Kämpfe gegen die Franzosen mitmachte, ein Kind unter dem Herzen — den etwa vier Monate nach dem Friedensschluß zur Welt gekommenen Napoleon.

Korsika erhielt nun französische Verwaltung, die auch hier, wie überall in Frankreich unter dem Königtum, äußerst drückend und despotisch war — und von der Bevölkerung, die ihre Demütigung und die Wunden noch nicht verschmerzt, ja vielleicht ihren vielhundertjährigen Freiheitstraum noch nicht ausgeträumt hatte, besonders hart empfunden wurde. Es gab zwar keine bewaffneten Versuche mehr, das Schicksal zu verändern, wohl aber solche im Rahmen der kargen Verfassung, die vor dem Ausbruch der großen Revolution Korsika in noch dürftigerem Maße besaß als das übrige Frankreich. Da bricht in Paris die revolutionäre Bewegung aus; die Flammen derselben züngeln bald in ganz Frankreich und ergreifen auch das kurz vorher eroberte Korsika. Dieses wird über Antrag der nationalliberalen korsischen Abgeordneten in der inzwischen zur Macht gelangten Assemblée nationale zur gleichberechtigten französischen Provinz erhoben; alle politischen Flüchtlinge werden amnestiert. Auch der korsische Nationalheros Paoli, Gegenstand der Liebe und Bewunderung all seiner Konnationalen, kehrt, nachdem er sich König Ludwig XVI. und der Nationalversammlung vorgestellt und den Treueid an Frankreich geleistet hatte, in seine Heimat zurück. Von einer ihm entgegengefahrenen Deputation in Lyon feierlich empfangen, landet er, 65 Jahre alt, am 14. Juli 1790, am Jahrestage des Sturmes auf die Bastille, in Bastia in Korsika, inmitten einer enthusiastischen Menge, »in der jeder sehen, hören und berühren wollte diesen Heros, der nach einundzwanzigjähriger Verbannung zurückkehrte«, schreibt Lucian Bonaparte.

Als es dann zwei Monate später, gemäß der neuen Verfassung zur Wahl öffentlicher Beamten kommt, wird der ausgezeichnete Mann einstimmig zum Zeichen der Liebe, Verehrung und des Zutrauens seiner Kompatrioten zum Gouverneur gewählt, und widmet sich als solcher mit den ihm eigenen Qualitäten der Verwaltung des Landes.

Nun wollen wir, wenn auch nur in gedrängter Kürze und skizzenhaft, das Verhältnis des jungen Napoleon sowohl zu seinem Vaterlande als auch zum Vater desselben — wie Paoli von den Korsen genannt wurde (il babbo) — bis zum gleichen Zeitpunkte verfolgen.

Auch die abfälligsten Beurteiler und die härtesten Kritiker Napoleons, solche, die in ihm bloß die Verkörperung des grenzenlosesten Ehrgeizes und der krassesten Selbstsucht gesehen haben,

mußten es ihm zugestehen, daß er in seiner Jugend ein glühender korsischer Patriot war; er hat davon so viele Beweise in Schrift, Wort und Tat geliefert, daß es bis nun niemand auch nur in leisesten Zweifel ziehen konnte. Schon als Kind hat er, seinen Biographen zufolge, stürmische Vaterlandsliebe bekundet. Und dies war ja auch kaum verwunderlich bei der Stimmung, die damals im Lande und in seinem Vaterhause herrschte. Patriotische Lieder dürften ihm, dem im Kriegsjahre zur Welt Gekommenen, von der durch und durch korsischen Mutter an der Wiege gesungen worden sein. »Halbwild,« meint Kircheisen, »war er auf der Insel aufgewachsen. Die Erinnerung an die heißen Kämpfe um die Freiheit lebte dort noch frisch und lebendig in den Herzen seiner Landsleute fort. Aus ihrem Munde hatte der Knabe stets nur Drohungen und Flüche gegen die ‚Unterdrücker des Vaterlandes', die Franzosen, gehört. In der Schule zu Autun bringt ihm das eine Wort ‚Besiegte', wie seine französischen Kameraden die Korsen nannten, sein Blut in Wallung. Dann ging er wütend, der Sprache kaum mächtig, mit hitzigen Gebärden und maßlos empört auf die Spötter los.« Abbé Chardon teilt eine Szene mit, in der der neuneinhalbjährige Napoleon in der Militärschule zu Brienne, als ihn die Kollegen wieder einmal mit der Eroberung Korsikas neckten und dabei meinten, die Korsen seien feige, ihnen mit funkelnden Augen geantwortet habe: »Wenn nur vier gegen einen gewesen wären, so wäre Korsika niemals genommen worden; es waren aber zehn gegen einen!« »Hier in Brienne,« meint Chuquet, »zumal zu Anfang seines Aufenthaltes, leidet er sehr an Heimweh. Er vermißte Korsika, die Klarheit seines Himmels, sein süßes Klima. Herausgerissen aus der Heimat, verschickt nach der traurigen und rauhen Champagne, dachte er mit Schmerzen daran, daß er für sechs Jahre zumindest dies teuere Korsika verließ, welches so eingeprägt war seinem Herzen.«

Neben den Biographien griechischer und römischer Helden war die Geschichte Korsikas, in der Paoli verherrlicht die Franzosen aber verkleinert wurden, seine liebste Lektüre; noch fünfzehnjährig, schrieb er seinem Vater, er möge ihm Boswells Geschichte von Korsika einsenden.

Aber auch als königlicher Leutnant läßt sein korsischer Patriotismus nicht nur nicht nach, sondern steigert sich womöglich noch. »In der Garnison in Valence« (ich zitiere Kircheisen) »erhitzten sich, durch intensive Lektüre der Geschichte seines Landes angefacht, seine empfindliche Phantasie und sein Gefühlsvermögen immer mehr. Der Haß gegen die Tyrannen nahm von Tag zu Tag zu, und es kümmerte Napoleon nicht, daß er als königlicher Leutnant gerade diesen Tyrannen diente.«

Und welch feurige Vaterlandsliebe atmen nicht seine Jugendschriften! Man lese z. B. in »Sur la Corse«. »Paolo, Colombano, Sampiero, Pompiliano, Gaffoni! Berühmte Rächer der Menschheit!

Ihr Helden, die ihr euere Landsleute von der Wut des Despotismus befreitet! Was war euer Dank für euere Mühe? Dolche, Dolche, nichts als Dolche! Ihr modernen Effeminierten, die ihr fast alle in einer süßen Sklaverei schmachtet, diese Helden sind viel zu hoch über eueren feigen Seelen; aber betrachtet doch das Bild des jungen Leonardo, des jungen Märtyrers für das Vaterland . . .« Oder in »Sur le suicide« schreibt er von einer melancholischen und selbstmörderischen Stimmung gepackt: »Warum soll ich denn dies Leben ertragen, wenn mir nichts gelingt? Welch einen Anblick werde ich denn in meinem Lande haben? Meine Kompatrioten mit Ketten beladen und unter Zittern die sie bedrückende Hand küssend!« Im »Sur l'amour de la patrie«: »Nur wenige Menschen glauben an die Vaterlandsliebe. Welch eine gewaltige Menge von Werken ist denn nicht erschienen, um zu beweisen, sie sei nur eine Chimäre! Gefühle, welche eine erhabene Tat von Brutus gezeitigt haben, seid ihr denn wirklich eine Chimäre?«

Nachdem er sich 1785 bei dem Genfer Buchhändler »alle Werke, die er über Korsika besitzt oder die er ihm verschaffen könne«, bestellt, beginnt er, kaum siebzehnjährig, eine zweibändige Geschichte Korsikas zu schreiben — von ihm »Lettres sur la Corse« betitelt. Offenbar bezieht sich darauf eine Notiz von ihm, in der er sagt: »Ich bin kaum zu Jahren gekommen und schon führe ich den Griffel der Geschichte.« Aber ». . . ich habe den Enthusiasmus, der in unserem Herzen oft durch eine tiefe Kenntnis der Menschen zerstört wird. Die Käuflichkeit des reifen Alters wird meine Feder nicht beschmutzen. Ich atme nichts als Wahrheit; ich fühle in mir die Kraft, sie zu sagen und ich sehe euere Tränen rollen beim Lesen dieser kleinen Schilderung unserer Leiden. Teuere Mitbürger, wir waren immer unglücklich.« Oder gar in den berühmt gewordenen »Lettres a Buttafuoco«, als er diesen in französischen Diensten stehenden und sehr regierungstreuen Feldmarschall des Verrates am Vaterlande zeiht, was diesem eine Infamieerklärung seitens seiner Landsleute zuzieht: »Wie! Nicht zufrieden damit, daß Sie geholfen haben, die Ketten zu schmieden, in die Ihr Vaterland gelegt wurde, wollen Sie noch dasselbe dem absurden feudalen System unterwerfen! . . . Und wie! Sohn desselben Vaterlandes, empfinden Sie nie etwas für dasselbe? Wie?! Ihr Herz sollte unbewegt bleiben beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser« usw.

Ich meine, diese Stichproben sollten genügen, um zu beweisen, wie stark in Napoleons Brust die Liebe für Korsika wogte. Aber auch an Taten, und zwar solchen waghalsigster Natur ist diese Periode seines Lebens zwischen 1789 und 1793 überreich, die von einer brennenden Liebe und Sorge fürs Vaterland getragen sind, und nicht mehr und nicht weniger als die Befreiung Korsikas vom französischen Joche zum Ziele haben! Und dies alles als königlicher Offizier — setzt er Fortkommen, Freiheit und Leben aufs Spiel!

Im Nachfolgenden will ich diese seine Tätigkeit in dieser Zeit skizzenhaft schildern:

In den im Jahre 1789 einberufenen États généraux stellten die zwei nationalen Abgeordneten unter anderem den Antrag auf Errichtung einer aus Söhnen des Landes bestehenden Volksmiliz. Dieser Vorschlag war ganz im Sinne Napoleons, der schon damals darauf gesonnen haben soll, Machtmittel in die Hand zu bekommen, um damit die Franzosen zu verdrängen. Als nun diese Anträge über Betreiben des oben erwähnten konservativen Buttafuoco von der Regierung abgelehnt wurden, bereitet Napoleon eine regelrechte Revolution in Ajaccio vor. Im patriotischen Klub von Ajaccio, woselbst er seit September 1789 wieder auf Urlaub weilt, setzt er seinen Plan auseinander: die reaktionäre Behörde solle gestürzt, eine Nationalgarde organisiert, mit derselben dann die Zitadelle von Ajaccio genommen werden, nachdem die Franzosen aus derselben verdrängt worden sind. Es gelingt ihm auch alsbald, die Bürgerwehr zu organisieren; indessen wird aber die Garnison verstärkt, der Klub und die Garde aufgelöst, und die Bewegung im Keime erstickt.

Doch nur vorderhand — denn dieser Plan fixiert sich in Napoleons Seele, und gleichgiltig, ob in seinen Garnisonen in Frankreich oder auf seinen so häufigen und langen Urlauben auf Korsika, stets steht die Einnahme der Zitadelle von Ajaccio und die Vertreibung der Franzosen im Vordergrunde seines Denkens und Fühlens. Wir sehen ihn in diesen drei Jahren sich über alle Hindernisse hinwegsetzen und alle Mittel ergreifen, um dieses Ziel zu erreichen. Äußerst aufmerksam die Wechselfälle dieser für Frankreich so ereignisschweren und bewegten Jahre verfolgend, stets über die Stimmung in Korsika unterrichtet, läßt er sich, man kann es ruhig sagen, beliebig oft beurlauben, wenn er meint, der Zeitpunkt für seine Pläne sei günstig. Er überschreitet diese Urlaube ganz willkürlich um sehr lange Zeiträume, ganz unbekümmert um seine Offizierslaufbahn. »In diesen schwierigen Zeiten ist der Platz eines guten Korsen in seinem Vaterlande.« Diese, in seinem Briefe an den Kriegskommissär Sucy geäußerte Überzeugung genügt ihm. Unbekümmert um seine Stellung in der regulären Truppe und um seinen vor einem Jahre als Offizier geleisteten Eid, strebt er im Jahre 1792 das Kommando des inzwischen von der Nationalversammlung wie überall in Frankreich so auch in Ajaccio errichteten Freiwilligenbataillons an; er setzt auch seine Wahl zum Oberstleutnant desselben mit den verwerflichsten und gewalttätigsten Mitteln durch, wie z. B. Stimmenkauf, falsche Angaben, Einschränkung der persönlichen Freiheit etc. Zu Ostern 1792 versucht er, sich der Zitadelle zu bemächtigen und zum Herrn der Stadt zu machen, welcher Plan jedoch an der Wachsamkeit und der Pflichttreue des französischen Kommandanten derselben scheiterte.

Ebenso gewaltig wie die Liebe zu seinem Vaterlande war auch der Haß gegen die Franzosen. Hier nur einige Belege hiefür

aus seinen Schriften, zumal später noch ausführlicher davon die Rede sein wird. So z. B. im »Sur le Suicide«: »Franzosen! Nicht zufrieden damit, daß ihr uns alles geraubt habt, was wir liebten, habt ihr noch unsere Sitten verdorben!« Oder »Sur l'Amour de la Patrie« werden alle Beispiele der echten Vaterlandsliebe der Antike und Korsika entnommen, wogegen die Ruhmsucht ausschließlich an französischen Helden demonstriert wird. Am stärksten und unzweideutigsten aber ist sein Franzosenhaß in der »Nouvelle Corse« ausgedrückt, einer auf einer verlassenen Insel sich abspielenden Phantasie, wo jeder Franzose, zufolge einem von dem Besitzer der Insel geleisteten Eid, erbarmungslos getötet wird.

Wir wollen nun das Verhältnis Napoleons zu Paoli beleuchten und erörtern, was ihm dieser bedeutet hat.

Die Antwort darauf läßt sich kurz zusammenfassen: er war ihm der Inbegriff alles Großen, Schönen, Edlen und Weisen.

Schon als ganz kleines Kind, da das Kriegsgetöse der eben abgelaufenen Jahre noch nicht verklungen war, hörte er von seinen Spiel- und Hausgenossen den Namen Paoli immer wieder mit Liebe und Verehrung nennen; was Wunder, »daß sich bei ihm mit diesem Namen die Vorstellung eines gewaltigen, weit verbannten Helden verband, der über kurz oder lang als Messias erscheinen dürfte«, meint Jung in »Bonaparte et son temps«. Und Chuquet sagt: »Wenn man, sowohl in Autun als auch in Brienne, über Paoli sprach, da erhitzte er sich und geriet ins Feuer . . . Er duldete nicht, daß ein Lehrer oder ein Kollege die geringste Kritik an Paoli übte, auch nur das Leiseste an ihm aussetzte.« Im weiteren Verlaufe der füher erwähnten, von Abbé Chardon uns überlieferten Szene in Autun soll Napoleon dem Abbé, der ihm die Frage vorlegte: »Trotzdem ist doch Paoli ein guter General?« lebhaft geantwortet haben: »Ja, Monsieur, und ich möchte ihm ähnlich werden!« Und im Verlaufe einer anderen Szene in Brienne rief einmal der kleine Junge: »Paoli wird wiederkehren und sollte er unsere Ketten nicht zerbrechen können, so werde ich ihm zu Hilfe eilen, sobald ich nur genug Kraft haben werde, und möglich, daß es uns beiden gelingen wird, zu befreien Korsika von dem verhaßten Joch, welches es trägt!« Ein damaliger Kollege sagte: »Paoli war sein Gott«.

Und ebenso stellte er sich zu Paoli in der Pariser Militärschule, wo er sein vierzehntes und fünfzehntes Lebensjahr zubrachte. In seinen dortigen Gesprächen hält er Lobreden auf Paoli, versichert wieder, daß er zusammen kämpfen möchte mit dem großen Pasquale, ihm helfen und ihn unterstützen. Ein interessanter und beredter Beleg für diese seine Gesinnung ist uns erhalten worden. Es ist dies eine von einem seiner Kameraden verfertigte Karikatur, darstellend Napoleon, der Paoli zu Hilfe eilt. Ein alter Professor versucht ihn am Zopf zurückzuhalten; doch vergeblich, denn der

junge Mensch entfernt sich mit festem Schritt, beide Hände auf den Stock gestützt und mit entschlossener Miene. Unter der Zeichnung ist zu lesen: »Bonaparte laufe, renne Paoli zu Hilfe, um ihn aus den Händen der Feinde zu reißen.«

Welch große Rolle in seiner Gefühls- und Vorstellungswelt Paoli spielte, das möge folgende Episode demonstrieren: Als er im Jahre 1787 nach achtjähriger Abwesenheit von der Heimat auf Urlaub in Ajaccio war, fand er seinen Onkel und Vormund der Familie, Archidiakon Lucian, schon seit Jahren durch Gicht ans Bett gefesselt. Napoleon war dem alten Onkel in Liebe zugetan, wollte ihm Hilfe verschaffen und wandte sich deshalb von Ajaccio brieflich an den ihm persönlich ganz unbekannten Dr. Tissot — in Lausanne um Rat!

Die Gründe für diese immerhin etwas sonderbare Handlungsweise sind aus dem Schreiben ersichtlich: »Sie haben das Leben damit verbracht, die Menschheit zu belehren und Ihr Ruf drang bis in die Gebirge Korsikas, wo man sich wenig der Ärzte bedient. Es ist ja richtig, daß das kurze, aber rühmliche Lob, das Sie Ihrem General (Paoli) gespendet haben, ein zureichender Titel ist, um sie von Dankbarkeit durchdrungen sein zu lassen.« Die Stelle, auf die sich Napoleon bezieht, betrifft die Arbeit Tissots: »Traité de santé des gens de lettres«, worin er die Schreibtischarbeit als unhygienisch bekämpft und dabei erwähnt: »César, Mahomet, Cromwell, Paoli, plus grands d'eux peut-être, ont sans doute reçu de la nation des forces plus qu'humaines.« — Diese kurze, auch Paoli so hervorhebende Zusammenstellung genügte schon, um Napoleon hohes Vertrauen zu Dr. Tissot einzuflößen.

Als er seine »Lettres sur la Corse« vollendet hat, will er sie Paoli dedizieren und teilt ihm dies in folgendem nach London gerichteten Schreiben mit (12. Juli 1789):

»Ich wurde geboren als mein Vaterland starb. 30.000 Franzosen auf unseren Küsten ausgespien, den Thron der Freiheit in Strömen von Blut erstickend — dieses hassenswürdige Schauspiel traf mein erster Blick . . . Ihr ginget von unserer Insel und mit Euch verschwand jede Hoffnung auf Glück; die Sklaverei wurde der Lohn für diese Unterwerfung. Wenn mein Vermögen mir den Aufenthalt in der Hauptstadt gestattet hätte, so hätte ich ohne Zweifel andere Mittel gefunden, um unseren Klagen Gehör zu verschaffen; aber an den Dienst gebunden, bleibt mir nur dieser einzige Weg an die Öffentlichkeit . . . Wenn Ihr, mein General, bereit seid, eine Arbeit anzuerkennen, wo von Euch soviel die Rede sein wird . . . so wage ich auf einen Erfolg zu rechnen.

Ich hoffte nach London gehen zu können, um Euch die Gefühle auszusprechen, die Ihr in mir erregt habt, um mit Euch über das Unglück meines Vaterlandes zu sprechen, aber die Entfernung hindert mich daran . . . Gestattet mir, General, daß ich Euch die Huldigung meiner Familie ausspreche. Warum sage ich nicht meiner

Landsleute? Sie seufzen bei der Erinnerung an eine Zeit, wo sie auf Freiheit hofften. Meine Mutter, Madame Lätizia, hat mich beauftragt, Euch an die Jahre in Corte zu erinnern.«

Auch die erwähnten, im zarten Jünglingsalter, zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Lebensjahre verfaßten Schriften Napoleons bekunden sehr deutlich seine Verehrung und Bewunderung für diesen bedeutenden Menschen. So z. B. spricht er sich in den »Lettres sur la Corse« folgendermaßen über Paoli aus: »Ich sollte sprechen über Paoli, dessen weise Einrichtungen einen Augenblick unser Glück waren und uns mit solch glänzenden Hoffnungen erfüllten; er war der erste, der den Grundsatz vom Gedeihen der Völker heilig gehalten hat, und man muß seine Hilfsquellen, seine Fertigkeit, seine Beredsamkeit bewundern: mitten unter äußeren und inneren Kriegen stellt er stets seinen Mann; mit starkem Arm legt er die Grundlagen zu seiner Verfassung und läßt bis nach Genua unsere stolzen Tyrannen erzittern.«

Und im »Discours de Lyon« spricht er über Paoli, den er als Muster eines Gesetzgebers hinstellt, folgendermaßen: »Paoli, der sich durch seine Sorgfalt für die Menschheit und für seine Mitbürger besonders auszeichnete, der für einen Augenblick mitten im Mittelländischen Meere die schönen Zeiten von Sparta und Athen wieder erstehen ließ, Paoli, voll der Gefühle und dieses Genies, die die Natur in ein und demselben Menschen nur zum Wohle der Völker vereinigt, — erschien in Korsika, um demselben die Blicke Europas zuzuwenden . . . In seiner Tätigkeit ohnegleichen, in seiner überzeugenden und heißen Beredsamkeit, in seinem durchdringenden und fruchtbaren Genie wußte er Bürgschaften zu finden für seine Verfassung« etc.

Und als Paoli zufolge der erflossenen Amnestie im Jahre 1790 nach Korsika zurückkehrt, da sehen wir gerade die Familie Bonaparte mit unter den Rührigsten, um den Heros feierlich zu empfangen. Über Veranlassung Napoleons fährt sein älterer Bruder Joseph mit der Deputation Paoli nach Lyon entgegen; Napoleon selbst liest ihm dann die Empfangsadresse vor. »Il en est, pour ainsi dire, le Dieu« und »Tous étaient à la dévotion de Paoli. On ne jurait que par lui« — meint Jung.

In der nachfolgenden Zeit sehen wir Napoleon, wenn er auf Urlaub in Korsika weilt, öfters den Gouverneur auf dessen Landsitze Rostino besuchen; sie machen da gemeinsame Ausflüge ins Land, wobei ernste soziale und politische Gespräche geführt wurden. Napoleon soll sogar auf St. Helena erzählt haben: »Paoli klopfte mir oft freundschaftlich auf den Kopf und sagte mir hiebei: »Sie sind einer der Männer von Plutarch. Er ahnte, daß ich eines Tages ein außergewöhnlicher Mensch sein werde.« Ein andermal soll er ihm gesagt haben: »Napoleon! Du hast nichts vom modernen Menschen, du gehörst ganz zu den Männern von Plutarch. Nur Mut! Du wirst deinen Weg schon machen!«

So standen diese beiden Männer zueinander, der eine dreiundzwanzig, der andere siebenundsechzig Jahre alt; das Attentat auf die Zitadelle von Ajaccio zu Ostern 1792 scheint ebensowenig eine ernstliche Trübung dieses Verhältnisses bewirkt zu haben, als die agitatorische und revolutionäre Tätigkeit, die Napoleon — der inzwischen durch vier Monate in Paris sich aufgehalten und es dort durchgesetzt hatte, daß er trotz der gegen ihn erflossenen schweren Anzeige restituiert und zum Hauptmann befördert wurde — nach seiner Rückkehr aus Paris im Herbste und Winter dieses Jahres in Ajaccio entfaltet hat.

Die nächsten hier zu erörternden Begebenheiten bilden wohl den dunkelsten und kompliziertesten Abschnitt der napoleonischen Geschichte — nach den übereinstimmenden Ansichten mehrerer Autoren. Hier in kurzen Worten der Tatbestand:

Zu Anfang des Jahres 1793 veranstaltete Frankreich eine Expedition gegen Sardinien, welche gänzlich gescheitert ist. Als Napoleon am 3. März 1793 von der Expedition nach Korsika zurückkehrte, war die politische Situation gegenüber dem Vorjahre eine völlig veränderte geworden. König Ludwig XVI. hingerichtet (21. Januar), der Krieg an England erklärt (31. Januar); auf Korsika aber sollen die Freiwilligenbataillone aufgelöst und durch reguläre Truppen ersetzt werden; überdies wurde Paoli in seiner administrativen, besonders aber militärischen Machtvollkommenheit arg beschränkt. Diese letzten Maßregeln sind einerseits auf die Machenschaften seiner politischen Gegner, anderseits aber darauf zurückzuführen, daß Paoli, der während seiner Exilierung durch einundzwanzig Jahre englische Gastfreundschaft genossen hatte und sogar von England eine Pension bezog, auch aus seinen Sympathien für England niemals ein Hehl machte — jetzt nach Ausbruch des Krieges mit England der französischen Regierung nicht mehr ganz zuverlässig erschien.

Es blieb aber nicht bloß bei den erwähnten Maßregeln; denn schon in den nächsten Wochen steigerte sich der Konflikt zwischen dem Konvent und Paoli so, daß der erste seinen Kommissären auf Korsika die Vollmacht erteilte, Paoli unter Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel zu verhaften und nach Paris zu bringen (Beschluß des Konvents vom 2. April 1793).

Es ist nicht schwer zu denken, daß diese den pater patriae so rücksichtslos treffende Verfügung, die am 16. April in Ajaccio einlangte, eine ganz ungeheuere Aufregung unter den Korsen hervorgerufen hat, die sich mit ihrem Führer eins fühlten.

Noch unter dem frischen Eindruck dieser Nachricht, also etwa Ende April, verfaßte Napoleon eine Adresse an den »Club des amis de la Constitution« in Ajaccio behufs Vorlage derselben an den Konvent. Er verteidigt in derselben äußerst warm Paoli und widerlegt darin den etwaigen Vorwurf, als ob Paoli ein Ehrgeizling oder ein Verderber wäre. »Also sollte Paoli ehrgeizig sein? Wenn

Paoli ehrgeizig ist, was kann er denn mehr verlangen? Er ist Gegenstand der Liebe seiner Mitbürger, die ihm nichts verweigern; er ist an der Spitze der Armee; er steht unmittelbar vor der Pflicht der Verteidigung des Landes gegen einen fremden Angriff.« Und dann weiter: »Ja, in Koblentz, da dürfte Paoli für ehrgeizig gelten, aber in Paris, im Zentrum der französischen Freiheit, wird Paoli, wenn man ihn gut kennt, als Patriarch der Freiheit, als Vorbote der französischen Republik gelten; so wird die Nachwelt urteilen und so meint es das Volk.« Er verteidigt ihn auch darin gegen den unsinnigen Verdacht, Korsika an England ausliefern zu wollen und meint weiter: »Hören Sie auf meine Stimme; lassen Sie schweigen die Verleumdung und die äußerst schlechten Leute, die sich ihrer bedienen.«

Fast zugleich aber sehen wir ihn, den bis vor kurzem noch unversöhnlichen Franzosenhasser, im Einvernehmen mit den französischen Konventkommissären Saliceti und Lacomb-St. Michel eifrig bemüht, das gegen Frankreich und seine Adhärenten auf der Insel revoltierende Land für die Franzosen wiederzugewinnen; sehen ihn zu diesem Zwecke die in den Händen der paolistischen Nationalgarde befindliche Zitadelle von Ajaccio wiederholt attakieren, doch jetzt um sie für die Franzosen zu erobern, sehen ihn als Antragsteller auf Erneuerung des Eides, der die Korsen mit Frankreich verband! Überdies aber richtet er an den Konvent eine Anklage gegen Paoli, die er »Position politique et militaire du Département de Corse au 1er juin 1793« betitelt und in der er ausführt: alle Personen, die Paolis Vertrauen besaßen und die ein wenig sehend waren, hätten denselben durchschaut; er hielt nämlich Frankreich (das damals zahlreiche äußere Feinde hatte) für verloren und habe sich angeschickt, ihm gleichfalls einen Fußtritt zu geben. Er erhebt darin gegen Paoli den Vorwurf, er hätte aus den Küstenfestungen reguläre Truppen entfernt und dieselben durch ihm ergebene korsische Nationalgarden ersetzt, deren er sicherer war; zu Offizieren der letzteren aber hätte er solche Leute ernannt, deren Väter im Jahre 1768 gegen Frankreich fielen, die somit Rachegedanken gegen Frankreich hegen konnten.

Weiters klagt er Paoli der Schuld an dem Mißglücken der sardinischen Expedition an, indem sich derselbe zwar nach außen so stellte, als würde er gerne die von ihm verlangten Soldaten beistellen, anderseits aber es zu verhindern wußte, daß dieselben sich nach Sardinien begaben, da er nicht wollte, daß die Korsen französisch werden. Und dann weiter: »Seit der Kriegserklärung an England war die ganze Welt betroffen von der Vorliebe, mit der er (Paoli) die Vornehmheit, die Güte, die Tugenden, die Macht und den Reichtum der englischen Nation pries. Seine Absichten in dieser Zeit waren klar und alle Personen, die ihm attachiert waren, die aber das Vaterland ihm vorzogen, fingen an, sich von ihm zu entfernen, sie hatten die gute Meinung von seiner Tugend verloren,

um schließlich in ihm einen Verräter zu erblicken; denn kein Verrat sei so widerwärtig wie der seinige, er stürzt sein Land in einen Bürgerkrieg und hält es ab von der Vereinigung mit Frankreich, die allein das Glück Korsikas ausmachen könne.« Und dann ruft er: »Kann denn soviel Perfidie sich finden im Menschenherzen?! Ach, welch unseliger Ehrgeiz verwirrt diesen Greis von achtundsechzig Jahren! Aber Paoli hat auf seinem Gesichte die Güte und Süße geschrieben und den Haß und die Rachsucht im Herzen, die Weihe des Gefühls in den Augen und die Galle in der Seele, — er hat weder Charakter, noch Kraft, er ist ohne Mut!« usw.

Diese Stellungnahme Napoleons hatte bekanntlich zur Folge, daß in einer allgemeinen Korsenversammlung die Familie Bonaparte für infam erklärt und die Acht über sie ausgesprochen wurde. Nachdem die Mutter mit den Kindern nur mit schwerer Mühe und dank einem glücklichen Zufall ihr Leben gerettet hatte, wurde von den entrüsteten Korsen das Haus der Bonaparte in Brand gesteckt, der Weingarten und der sonstige Besitz verwüstet. Napoleon schiffte sich mit den Seinigen am 11. Juni 1793 in Calvi ein und übersiedelte nach Toulon, hiebei für immer im Stiche lassend die beiden Ideale, die seine Jugend erfüllten, d. i. Korsika und Paoli — nachdem er noch »das letztere durch Verleumdung und Beschimpfung vernichtet hat.« (Fournier.)

Das Faktum des Bruches mit Paoli ist von einer ganz unübersehbaren Tragweite für die Menschheit geworden. Es genügt gar nicht zu dessen Würdigung die Ansicht Jungs, der es als »si considérable pour la France« bezeichnet oder an einer anderen Stelle meint, »dieser eklatante Bruch sollte einen bestimmenden Einfluß auf die Geschichte der Bonaparte und Frankreichs üben«, — sondern seine Folgen waren unermeßlich und geradezu bestimmend für das Schicksal der ganzen Welt. Denn dieser Bruch mit Paoli war derjenige psychologische Moment, in welchem **der** Napoleon geboren und geformt wurde, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, der durch zwei Dezennien die Welt in Atem hielt, sie in Unruhe und Schrecken versetzte, aber auch, wie Fournier richtig meint, »allüberall, sowohl am Manzanares wie am Tiber, am Rhein wie an der Elbe, in Neapel und in Polen, in Preußen und in Österreich, den Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung bewirkte«, und dergestalt blutiger »Anwalt ward eines Kulturprozesses von größter Bedeutung«.

Um so berechtigter erscheint nun die Frage nach den Motiven dieses so plötzlichen Gesinnungswechsels Napoleons. Indessen versagt gerade an dieser Stelle die bisherige Geschichtsforschung und gibt uns nur ganz unvollkommenen Aufschluß. Jung z. B. verzichtet offenbar gänzlich auf eine Erklärungsmöglichkeit und begnügt sich damit, zu sagen: »Wieso unter diesen Umständen der Artilleriekapitän Bonaparte, Verfasser so vieler Beteuerungen der Ergebenheit an Paoli, Redakteur der berühmten Adresse der Société Popu-

laire in Ajaccio an den Konvent, mit einem Schlage diese Vergangenheit verleugnen konnte, um Agent von Saliceti und seiner Kollegen zu werden — das ist wahrlich schwer genug zu erklären!«

Durch die emsigen Nachforschungen und Zusammenstellungen Chuquets, die zur Quelle für alle heutigen Biographen wurden, wird die damalige Situation sowie der Lauf der Begebenheiten nachstehend geschildert.

Paoli, der durch zwei Dezennien unter den geordneten und geregelten Verhältnissen Englands gelebt hatte, war nach seiner Rückkehr von den anarchischen Zuständen auf dem halbverwilderten Korsika recht peinlich berührt gewesen. Unter anderem war er auch recht unzufrieden mit den beiden ersten Direktorien, die seit seiner Rückkehr die Departementsverwaltung inne hatten und deren führende Mitglieder zuerst Aréna und dann Saliceti waren. Die genannten Generalsyndici empfanden nun die fortwährenden Beanstandungen und Kritiken des Gouverneurs als sehr lästig, — und so sei eine Spannung zwischen ihnen und dem bis nun von ihnen vergötterten Paoli eingetreten. Die Situation wurde aber kritisch, als bei den Wahlen im Dezember 1792 unter dem Einflusse Paolis kein einziges Mitglied des Direktoriums Saliceti wiedergewählt wurde, sondern dasselbe nun aus ganz neuen und Paoli ganz ergebenen Mitgliedern bestand, die sich obendrein als die »ehrlichen« bezeichneten — offenbar im Gegensatze zu den vorangegangenen, die von ihm der Partei- und Mißwirtschaft geziehen wurden.

Das habe nun Saliceti zum Kampfe gegen Paoli bestimmt. Saliceti war nach Paoli wohl der populärste Mann Korsikas gewesen, welches ihm vieles zu danken hatte. War er doch seit 1789 Chef der Patrioten-(Paolisten-)Partei und hatte mit Cesare Rocca zusammen seinerzeit in der Nationalversammlung die Anträge auf Errichtung eines wählbaren Administrationsrates und der Volksmiliz auf Korsika gestellt, er war es auch, der im Jahre 1789 die Bevölkerung Bastias zur Insurrektion aufrief, um, auf dieselbe gestützt, in der Assemblée die Anerkennung Korsikas als gleichberechtigte französische Provinz durchzusetzen, endlich war auch ihm die Amnestierung Paolis und dessen Rückberufung zu danken. Da ist es wohl kein Wunder, daß er den Korsen als zweiter Befreier des Landes galt und sich unter ihnen einer großen Popularität erfreute.

Nun aber fühlte er sich in dieser seiner Stellung arg bedroht, zumal gegen ihn vom neuen Direktorium schwere Anwürfe erhoben wurden, wie Kumulierung von einträglichen Ämtern, Bereicherung und mangelhafte Rechnungslegung zu seinem Vorteile.

In dem Kampfe nun, der seit 1793 zwischen ihm und Paoli entbrannte, fand Saliceti einen mächtigen Bundesgenossen in der französischen Regierung, deren Mißtrauen gegen Paoli wegen seiner englandfreundlichen Vergangenheit jetzt nach erfolgter Kriegserklärung an England besonders rege wurde, so daß sie unter allerlei Vorwänden bemüht war, Paoli zur Reise und Übersiedlung nach Frank-

reich zu bewegen und ihn so auf Korsika unschädlich zu machen. Dieser jedoch merkte offenbar die Absicht und im Bewußtsein seiner Unschuld — da er den Franzosen und der Republik ganz ergeben und völlig treu war — sowie besorgt um die Wahrung seiner Würde weigerte er sich, den an ihn als französischen General ergangenen Befehlen des Kriegsministers Folge zu leisten und blieb auf Korsika.

Saliceti seinerseits stellte als Abgeordneter im Konvent mehrere Anträge, deren Spitze sich gleichfalls gegen Paoli richtete: so, die Regierung möge für den bevorstehenden Krieg mit England für die Verteidigung Korsikas Vorsoge treffen, die Freiwilligen-bataillone daselbst (die Paoli ergeben waren) auflassen und durch reguläre Jägertruppen ersetzen, schließlich für die Sicherheit der Häfen sorgen; und unter diesem Vorwande ließ er sich — nebst zwei anderen Abgeordneten — als mit unbeschränkten Vollmachten aus-gestatteter Konventskommissär nach Korsika delegieren.

Dadurch wurde nun der Bürgerkrieg unausweichlich, da Saliceti außer diesem sonstigen Anhang auch über die neuen Bataillone verfügte, deren Offiziere fast ausschließlich ihm ihre Ernennung ver-dankten.

Trotzdem und trotz der nach Ankunft der Kommissäre auf Korsika stattgefundenen mannigfachen Reibungen schien es jedoch, als sollten und könnten die Differenzen noch irgendwie friedlich ge-schlichtet werden — als ein Ereignis eintrat, das die bereits auf eine friedliche Entspannung abzielenden Absichten Salicetis völlig kreuzte. Der Konvent hatte nämlich die Verhaftung Paolis beschlossen, und seinen Kommissären auf Korsika den bezüglichen Auftrag zukommen lassen.

Dieser nach Ansicht aller, selbst Paoli noch so feindlich Ge-sinnter sehr übereilte Beschluß — der übrigens später, wie wir sehen werden, tatsächlich revoziert wurde — war die Folge eines Streiches, den Napoleons Bruder, Lucian Bonaparte, auf dem Ge-wissen hatte. Dieser achtzehnjährige, ebenso von sich eingenommene wie exaltierte Jüngling, der das intensive Bedürfnis empfand, eine Rolle zu spielen, hat im republikanischen Klub von Toulon, wo er zurzeit weilte, eine Brandrede gegen Paoli gehalten. Wie er in seinen Memoiren ausführt, ohne eigentlichen Grund, so von ungefähr, wie aber die Historiker meinen, aus gekränktem Ehrgeiz — weil ihm von Paoli die Stelle eines Sekretärs verweigert wurde — malte er den Gouverneur und dessen tyrannisches Regiment auf Korsika in sehr schwarzen Farben, um zum Schlusse dessen sofortige Ab-setzung und Auslieferung an die Strenge des Gesetzes zu verlangen.

Nun war aber der Süden Frankreichs noch von der Zeit der sardischen Expedition her, wo zwischen den Provencalen und Korsen zahllose Reibungen stattgefunden hatten, sehr schlecht auf die Insu-laner und Paoli zu sprechen, den man sogar schließlich für das Mißglücken dieser Expedition verantwortlich machte; überdies ent-

faltete gerade dort Arena eine heftige Agitation gegen Paoli, ihn verräterischer Absichten zeihend; kein Wunder nun, daß Lucians Denunziation gierig aufgenommen und eiligst von Escudier, dem Abgeordneten des Vardepartements, dem Konvent mitgeteilt wurde, der — noch unter dem frischen Eindruck des Verrates von Du=mouriez stehend und überall Verrat besorgend — die unverzügliche Inhaftnahme Paolis dekretierte.

Als aber die Kommissäre, und speziell Saliceti, ganz ver=zweifelt über diesen Irrtum des Konvents »mit gequältem Herzen« sich des ihnen gewordenen Auftrages entledigen wollten, da stießen sie auf eine unverhohlene Auflehnung, die sich alsbald zum allgemeinen Aufruhr der Korsen steigerte. Aus den Bergen strömten deren Be=wohner wohlbewaffnet herbei, um ihren »babbo« zu schützen, und überfluteten die Städte; die meisten derselben, darunter auch Ajaccio, gingen für die Republik verloren, da sich ihre Bevölkerung gegen die Franzosen und gegen die französisch Gesinnten kehrte.

Infolge dieser Wendung der Dinge und über Vorstellungen der Freunde Paolis, endlich auch unter dem Eindrucke des Schreibens von Paoli vom 26. April an den Konvent, worin er denselben in gemäßigtem und leidenschaftslosem Tone über die Situation auf=klärte und seiner Anhänglichkeit an Frankreich versicherte und sich sogar bereit erklärte, zum zweitenmal sein Vaterland zu verlassen, falls seine Anwesenheit störend empfunden werden sollte, beschloß der Konvent am 16. Mai das Dekret vom 2. April zu widerrufen, ernannte am 30. Mai für die korsische Angelegenheit noch zwei Kommissäre — Franzosen vom Kontinent — und beauftragte sie, alle friedlichen Mittel zu versuchen und den General mit Schonung und Mäßigung zu behandeln.

Indessen war es zu spät. Denn inzwischen hatten die Kom=missäre die Geduld verloren und aus Angst, jegliche Autorität einzubüßen und der Schwäche geziehen zu werden, griffen sie zu Zwangsmaßregeln, wie Auflösung des Generalrates, Ersetzung des Direktoriums durch ein neues, Abordnung von Militär in einige revolutionierende Ortschaften; überdies verurteilten sie Paoli öffentlich und steigerten durch all dies mächtig die Erbitterung. Hingegen be=stärkte der Aufstand im Süden Frankreichs, der auf den Staats=streich vom 31. Mai folgte, Paoli, der es mit der gestürzten Gironde hielt, in seiner Insurrektion; auch wurden die beiden Kom=missäre durch ihn in ihrer Ankunft in Korsika stark aufgehalten, und endlich glaubte Paoli nicht an die Suspension des Haftdekretes und hielt sie bloß für eine Falle, zumal er die Aufrichtigkeit und den Erfolg einer Aktion bezweifelte, an der auch Saliceti teilnahm, den er von seinen Kollegen zu trennen suchte.

Noch vorher berief er für den 27. Mai eine Nationalversamm=lung nach Corte, die von über tausend Abgeordneten der Ge=meinden beschickt wurde und in der unter Beteuerung der Treue an Frankreich und der Anhänglichkeit und des Vertrauens an Paoli

sowie unter Aufzählung der Sünden Salicetis und seiner Anhänger unter anderem beschlossen wurde, daß Saliceti und seine zwei Kollegen als Konventskommissäre nicht anzuerkennen, und demgemäß ihre Anordnungen und Anträge nicht zu befolgen seien; überdies aber wurde in dieser Versammlung über die Familie Bonaparte die Acht des Volkes ausgesprochen.

Fast zugleich versuchten es die Kommissäre unter Napoleons Anleitung und seinem Rate folgend, die Zitadelle von Ajaccio zu überrumpeln, um sie und die Stadt den Paolisten zu entreißen und wieder in französischen Besitz zu bringen, welcher Versuch ihnen jedoch mißlang. Offenbar war dies, nebst der Stimmung und den Beschlüssen der Versammlung in Corte die unmittelbare Ursache, daß nun die Häuser der franzosenfreundlichen Korsen in Ajaccio geplündert und ihr Besitz devastiert wurde, darunter auch, wie wir wissen, der der Bonapartes.

Die angesichts dieser Wendung der Dinge ganz machtlosen Kommissäre beschlossen nun sich zu trennen, und während Lacombe-St. Michel auf Korsika zurückblieb, um die wenigen noch von den Franzosen innegehabten Plätze zu verteidigen, eilten Saliceti und Delcher nach Frankreich, um Verstärkungen zu holen. Über Veranlassung und Schilderung Salicetis beschließt am 17. Juli der Konvent, Paoli als Verräter an der französischen Republik und als vogelfrei zu erklären, sowie gegen eine Anzahl seiner hervorragenden Anhänger die Anklage zu erheben, was — wie bereits erwähnt — die tatsächliche Auslieferung Korsikas an England zur Folge hatte.

Über die Anteilnahme Napoleons an diesen Vorgängen, seine Stellung zu denselben, sowie über die Motive dieser Stellungnahme äußert sich Chuquet wie folgt.

Napoleon habe sich ebenso wie Saliceti, wie Arena, wie Volney gegen Paoli erklärt; denn der Mensch, nach dem er sich richtete und dem er zu folgen beschlossen, sei Saliceti gewesen. Er habe schon im Ungestüm seiner Jugend lebhafte Bewunderung für Saliceti empfunden und der Einfluß der Publikationen Salicetis mache sich auch in den Jugendschriften Napoleons geltend. Sie traten miteinander in nähere Berührung sowohl im Jahre 1792 auf Korsika als auch dann in Paris; sie seien auch miteinander in Korrespondenz gewesen, die stellenweise tatsächlich das Gepräge inniger, wenn auch junger Freundschaft trägt.

Unter Salicetis Einfluß, meint dieser Autor, habe sich Napoleon endgiltig und für immer Frankreich zugewendet, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Korsika nicht unabhängig sein könne, ja nicht sein dürfe. Und nun schwankte er nicht mehr, um bei jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit an Frankreich zu bekunden; ja er wurde in diesem seinen Gefühl nicht im geringsten dadurch beirrt, daß vor kurzem erst durch das Gesetz vom 2. September 1792 der Konvent

der Familie Bonaparte die ihr seinerzeit vom König eingeräumte Erbpacht der öffentlichen Güter: Haus Boldrini und Besitz Mitteli entzogen hatte.

Außer diesem, wie wir sehen, als recht weittragend postulierten Einfluß von Saliceti hätte aber auch die Haltung Paolis gegenüber den Bonapartes zum Abfall Napoleons von ihm beigetragen. Paoli soll nämlich nichts dazu getan haben, um Napoleon vom Abfall abzuhalten, da er Mißtrauen gegen die Söhne Charles hegte, eben weil sie die Söhne ihres Vaters waren, der, nachdem er Paoli gedient, sich nicht gescheut habe, um die Gunst der französischen Machthaber zu werben und die Beweise derselben anzunehmen. Deshalb habe sich Paoli vor dieser unruhigen und von Ehrgeiz verzehrten Familie in acht genommen und sie kühl behandelt; und nur deshalb, weil er sich mit ihnen nicht »amalgamieren«, gemein machen wollte, habe er Lucian bei Anerkennung aller seiner Talente die Stelle des Sekretärs verweigert. Er sei auch mit der Haltung Josephs im Direktorium unzufrieden gewesen und habe ihn dies oft fühlen lassen; aber auch Napoleon sei vom Gouverneur nicht viel besser behandelt worden. Denn er habe ihm bei der Überreichung der Exemplare der von Napoleon verfaßten und Paoli verteidigenden »Lettres à Buttafuoco« nur kühl gedankt, sein Ersuchen um Ausfolgung von Dokumenten, die er für seine Geschichte Korsikas benötigte, trocken abgeschlagen, überdies aber auch die vakante Stelle seines Adjutanten ad personam, um die, wie Chuquet vermutet, sich auch Napoleon beworben haben dürfte, nicht ihm, sondern einem anderen verliehen. Außerdem sei Paoli in dieser seiner abwehrenden Haltung gegenüber den Bonapartes von dem geschworenen Feind derselben, Pozzo di Borgo, bestärkt worden.

Unter dem Einfluß dieser Motive hätten nun die Brüder Bonaparte Stellung genommen gegen den Gouverneur, zumal Joseph nicht mehr ins Direktorium gewählt wurde und Napoleon durch den sardischen Mißerfolg außer sich war; beide nahmen auch keinen Anstand, im Ajaccioer Patriotenklub sich in Angriffen gegen Paoli zu ergehen, dem sie sowohl »inquisitorischen Ehrgeiz« als auch Mangel an Liebe für Frankreich und Sympathien für England vorwarfen und den sie für das Mißglücken der sardischen Expedition verantwortlich machten; zugleich aber brüsteten sie sich mit ihrer Verbindung mit Saliceti, von dem sie einst ihren Anteil an Macht und Einfluß erhofften.

Als der Haftbefehl gegen Paoli in Korsika anlangte, befand sich Napoleon in Ajaccio, wie gewöhnlich mit gespannter Aufmerksamkeit die Begebenheiten verfolgend. Die Nachricht erschreckte und verwirrte ihn.

Denn er begriff sofort, daß ein Krieg zwischen Korsika und der Republik im Anzuge war und daß Paoli, der sich im Besitze der militärischen Machtmittel befand, zumindest am Anfang dieses Ringens den Sieg davontragen und dann seine Widersacher ächten

und ihres Besitzes berauben könnte. Er wußte, daß die siegreichen Paolisten auch die Bonapartes und ihr Eigentum nicht schonen würden, und aus dieser schweren Besorgnis um das Wohl seiner Familie habe nun Bonaparte die Verteidigungsschrift für Paoli verfaßt.

Überdies aber und da ihm diese Adresse als Kundgebung nicht bedeutsam genug erschien und er eine imposantere beabsichtigte, richtete er, dem Rate Masserias folgend, der diese Gelegenheit wahrnahm um Napoleon mit Paoli zu versöhnen, eine Bitte an die Munizipalität von Ajaccio, dieselbe möge den Parteiungen ein Ende machen und eine allgemeine Versammlung einberufen, in der jeder Bürger von neuem den Eid der Treue an die französische Republik leisten sollte.

Trotz der tiefen Spaltung, ja erbitterten Feindseligkeit, die zwischen dem Patriotenklub und der paolistischen Societé des Amis incorruptibles du peuple bestand, einer Feindseligkeit, an der nicht zum geringsten Teile Napoleon schuldtragend war, da er ursprünglich gegen die von den Paolisten angestrebte Fusion beider Klubs auftrat, wandte er sich an die gegnerische Vereinigung jetzt selbst mit dem Vorschlage der Fusion, und wollte ihr beide von ihm verfaßten Adressen vorlegen.

Abgewiesen von der Societé des Amis, die sich nun weigerte, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, läßt er sich nicht abschrecken und wendet sich an — Paoli, indem er Masseria ersucht, dem General zu schreiben. Er meint zu Masseria: »Paoli verdächtigt mich; frage ihn, was ich machen soll, um ihm meine Anhänglichkeit zu beweisen.« Doch Paoli hatte eben den Brief Lucian Bonapartes an seine Brüder aufgefangen, in dem dieser den Nichtsahnenden von seinem Auftreten in Toulon und der Denunziation Paolis Mitteilung macht. Da ist es wohl begreiflich, daß er die ihm angebotene Freundschaft Napoleons geringschätzig abweist.

Nachdem er derart alle seine friedlichen Absichten[1] gescheitert sah, soll Napoleon in den letzten Tagen des Monats April den verwegenen Versuch gemacht haben, sich der Zitadelle von Ajaccio auf listige Weise zu bemächtigen, der jedoch gleichfalls mißlungen ist.

Nun wurde ihm aber der Boden von Ajaccio zu heiß. Denn inzwischen hatte Paoli dafür Sorge getragen, daß der Brief Lucians auf der ganzen Insel bekannt werde, und überdies wußte es jedermann, daß Joseph Bonaparte sich in Bastia bei den Konventskommissären befand, sowie daß die Bonapartes die Vertrauten Salicetis und Anhänger seiner Partei waren, welcher die Schuld an der Verfolgung Paolis durch den Konvent sowie an all' den Wirren

---

[1] Salgues und Arnault führen sogar an, Napoleon hätte in diesen Tagen eigenhändig an den Mauern von Ajaccio die Antwort des Municipium angeschlagen, »mit welcher dasselbe die Grundlagen des vom Konvent gegen Paoli erlassenen Dekretes widerlegt«.

beigemessen wurde. Um also dem grimmigen Zorn der Paolisten zu entgehen, beschloß Napoleon, Ajaccio zu verlassen und sich zu den Kommissären nach Bastia zu begeben. Er erreichte dies Ziel erst auf einem Umwege und nachdem er einer großen Gefahr entronnen war, denn er wurde unterwegs von ihm nachgeschickten Gendarmen Paolis verhaftet und konnte sich nur durch die Schlauheit seines Führers aus der Haft erretten.

Hier in Bastia bleibt Napoleon nicht müßig. Denn es gelingt ihm, die Kommissäre von der Möglichkeit, sich Ajaccios zu bemächtigen, zu überzeugen, und sie zur Veranstaltung einer Expedition gegen diese Stadt zu veranlassen. Doch scheitert auch dieser Plan an der Wachsamkeit und Treue der paolistischen Besatzung der Zitadelle, sowie der unversöhnlichen Haltung der Bevölkerung.

Ein Zurück gab es nun nicht mehr; der Bruch mit Paoli war endgiltig vollzogen. Außer sich vor Wut, verfaßt nun Napoleon, der inzwischen von der Flucht der Seinigen, der Zerstörung des Bonaparteschen Besitzes und von der Ächtung in der Versammlung vom 27. Mai erfuhr, die Anklageschrift gegen Paoli, um wenige Tage darauf nach Toulon zu übersiedeln, und jegliche Bande mit seiner korsischen Heimat zu zerreißen.

Wir haben im Vorstehenden die Darstellung Chuquets relativ ausführlich mitgeteilt, nicht bloß um den Leser zu orientieren, sondern auch um zu bekunden, daß wir, ferne von jeder Einseitigkeit, außer unseren hier zu entwickelnden Gesichtspunkten auch die anderen nicht nur nicht übersehen, sondern dieselben sehr wohl zu berücksichtigen, ja sogar, wie im vorliegenden Falle, hoch einzuschätzen bereit sind.

Indessen — bei aller Würdigung der Angaben Chuquets — stehen wir nicht an, zu erklären, daß uns dieselben nach mancher Richtung lückenhaft und daher unbefriedigend erscheinen.

Dieser Einwand betrifft vor allem die Kardinalfrage nach den Ursachen der Abwendung Napoleons von Paoli, die mit der Mitteilung Chuquets: weil er Saliceti folgen wollte, zumal ihn Paoli ablehnend behandelt hat, unseres Erachtens nicht genügend geklärt sind.

In obiger Darstellung des Paoli-Konfliktes begeht Chuquet den Fehler, zu übersehen, welch einen enorm hohen, wenn nicht überhaupt den höchsten affektiven Wert in Napoleons Seelenleben Paoli repräsentierte, mit dem er seit seiner Kindheit aufgewachsen, mit dem er geradezu unzertrennlich verwachsen schien! Niemand, der über die Kindheit und Jugend Napoleons gründlich orientiert ist, kann dies leugnen, und auch Chuquet betont und hebt es in den früheren Perioden von Napoleons Leben sehr nachdrücklich hervor, um es gerade bei der Erörterung des Paoli-Konfliktes fast ganz zu vernachlässigen!

Tut man dies aber nicht, dann bleibt das Problem, ungeachtet der uns von Chuquet gegebenen Erklärung fast in ungeminderter Stärke, vielleicht nur um etwas verschoben, weiter bestehen; denn nach wie vor halten wir es für erklärungsbedürftig, wieso es kommt, daß ein Mensch, der durch zwei Dezennien ein Ideal hegt, dem er mit der ganzen Glut seiner Seele anhängt, von dem er z. B. noch vor drei Jahren meint (falls Korsika Frankreich nicht inkorporiert worden wäre, dann): »hätten wir Paoli gerufen, diesen großen Menschen, den Gegenstand unseres Enthusiasmus, den nur vierzigtausend Bajonette und unglückselige Umstände uns entreißen konnten, und wir hätten ihm gesagt: Du, der einzige Mensch, zu dem Korsika Zutrauen hat, übernimm wieder das Steuer des Schiffes, das du so gut zu lenken weißt; unsere Liebe, unveränderlich wie deine Tugenden, ist gewachsen durch dein Mißgeschick; Räuber haben über uns geherrscht und unsere Erde ist mit ihren Opfern bestreut; aber sie konnten uns nicht erniedrigen; erscheine, wir sind noch deiner würdig«; über welches Ideal er noch vor etwa einem halben Jahre aus Paris, für den Fall, als Korsika von Frankreich freigegeben werden sollte, sich äußert: »Paoli ist alles und wird alles sein«, dahin gelangt, dieses Ideal in einer ganz kurzen Spanne Zeit gegen die Freundschaft und Führerschaft des ihm unvergleichlich weniger bedeutenden, bis dahin kaum jemals von ihm besonders hervorgehobenen Saliceti restlos einzutauschen, ja dasselbe sogar direkt zu bekämpfen?

Und ich meine auch, daß es sich hier um eine derart elementare psychische Umwälzung handelt, daß sie auch durch die von Chuquet gewiß mit Recht hervorgehobene ablehnende Haltung Paolis gegenüber den Bonapartes kaum provoziert worden sein mag, so daß dieselbe nur die Bedeutung eines unterstützenden Momentes beanspruchen kann.

Besonders kraß zeigt sich bei Chuquet diese Außerachtlassung der affektiven Bewertung des Verhältnisses Napoleons zu Paoli z. B. darin, daß er als Motiv Napoleons bei der Abfassung der Verteidigungsschrift lediglich die Angst und die Sorge um den Besitz der Seinigen annimmt.

Gewiß war Bonaparte auch sehr besorgt um die Seinigen und deren Habe als er vom Haftdekret erfuhr, und gab dem unverhohlen Ausdruck; gewiß war dies mit ein Motiv zur Abfassung der Verteidigungsschrift. Es heißt aber das ganze Verhältnis verkennen, wollte man, wie Chuquet es tut, nur diesem Motiv die Entstehung dieser Schrift zuschreiben. Und ich meine, daß die weiteren oben geschilderten Bemühungen Bonapartes und seine Annäherungsversuche an Paoli gewiß nicht dagegen sprechen; abgesehen davon, daß er dadurch, daß er sich durch die Entziehung der für seine Familie so bedeutsamen Erbpacht vom Attachement an Frankreich nicht abhalten ließ, immerhin den Beweis erbrachte, daß er materielle Vorteile idealen Gütern unterzuordnen weiß.

Aber dieses Übersehen der affektiven Tragweite des Verhältnisses Napoleons zu Paoli wird bei Chuquet womöglich noch überboten von der Unterschätzung desselben Faktors, die er sich bei Besprechung der nationalen Wandlung Napoleons, — vom Korsentum zum Franzosentum, — zuschulden kommen läßt. Da wird uns zur Erklärung bloß mitgeteilt, es sei dies »unter dem Einfluß« von Saliceti eingetreten, ohne daß auch nur ein weiteres Wort darauf verwendet würde, uns aufzuklären, worin dieser spezifische Einfluß bestand, mit welchen Mitteln er sich geltend machte und welche Saiten in Napoleons Seele durch ihn in Schwingung gebracht wurden, damit dieses Resultat erzielt werde; ebensowenig wird aber auch die Frage erwogen, warum dieser Einfluß Salicetis sich erst jetzt und nicht schon viel früher geltend gemacht hatte, oder, warum Napoleon, für den doch hier so ohne weiteres Beeinflußbarkeit in diesen Dingen postuliert wird, nicht schon früher, etwa in der Pariser Militärschule oder in seinen französischen Garnisonen umgestimmt wurde, wo es doch an franzosenfreundlichen Einflüssen gewiß nicht gefehlt hat.

Und so meine ich, daß diese Mitteilung Chuquets uns kaum irgendwelche nennenswerte Aufklärung gebracht hat über das geradezu kolossale psychologische Problem dieses nationalen Gesinnungswandels Napoleons, und daß es nach wie vor der Erklärung bedürftig sei, wieso es kommt, daß ein Mensch, der nahezu durch zwei Dezennien einen elementaren Haß gegen die Franzosen hegt, der noch vor kurzem in seinen an Franzosen gerichteten Briefen von Frankreich stets als »votre pays« und »votre nation« spricht, noch vor einem Jahre es versucht, die Franzosen von der Ajaccio'er Festung zu verdrängen, ja von dem noch vor einigen Monaten, zur Zeit seines Pariser Aufenthaltes, derselbe Chuquet meint: »Seine Phantasie ist nicht beruhigt; sie quält ihn. Er hat nichts im Kopfe als seine Insel«, und der noch von Paris aus seinem Bruder Joseph schreibt: »Nun ist es wahrscheinlicher denn je, daß all dies mit unserer Unabhängigkeit enden wird«, und der nach seiner Ernennung zum Hauptmann, trotz der scharfen Mahnung des Ministers von Paris aus nicht zu seinem im Kriege befindlichen Regiment, sondern wieder nach Korsika sich begibt, dahin gelangt, in der zwischen seiner Rückkehr aus Paris (15. Oktober 1792) und dem Konfliktausbruch mit Paoli sich ergebenden, etwa fünf Monate betragenden Spanne Zeit aus dem Saulus ein Paulus zu werden, seine zwanzigjährige Vergangenheit zu vergessen, ja dieselbe sogar in dem Maße ins Gegenteil zu verwandeln, daß er, den meisten Autoren zufolge, dieser neuen Liebe bedenkenlos sein altes Idol, Paoli, opfert? Meint ja sogar F. Kircheisen, daß selbst die Paoli verteidigende Adresse bloß dieser Liebe Napoleons für Frankreich entsprungen ist, »dem er keinen besseren Dienst erweisen zu können glaubte, als daß er dem Konvent die Widerrufung des Dekretes gegen Paoli empfehle!«

Doch bin ich nicht der einzige, der an dieser Stelle diese Reklamation erhebt. Denn H. Conrad, der Herausgeber und Übersetzer des »Mémorial de St. Hélène« (Napoleons Leben von ihm selbst) erhebt in der Vorrede dieselbe Forderung mit nachstehenden Worten: »Seiner Jugend und der Geschichte seiner Familie maß der Kaiser keinerlei historische Bedeutung zu. Sein Leben wollte er begonnen wissen mit den ersten Waffentaten, die seinen Ruhm begründeten. All das was ihn werden ließ, sollte ausgestrichen sein, und er handelte damit im Geiste der großen Republik, die auch mit der Geburt stolz das Jahr I. datierte.« Doch mögen bei Napoleon auch andere Gründe mitgespielt haben. Als Franzose fühlte er sich zum erstenmal, da er die Artillerie vor Toulon kommandierte. Und als Franzosen mußte ihm seine Vergangenheit bis Toulon nicht nur historisch unwichtig, nein, geradezu unangenehm erscheinen. Denn vorher war er Korse. Und das Kapitel der Jugendgeschichte hat darum die Aufgabe darzustellen: wie aus dem Korsen ein Franzose wurde.«

Bei all den angeführten, das Verständnis so empfindlich störenden Lücken, kann ich es, wiewohl mit seinen Ausführungen sonst nicht einverstanden, Fournier nur als Verdienst anrechnen, daß er, offenbar zum Teil aus dem gleichen Empfinden heraus, diese Franzosenliebe Napoleons als Motiv des Bruches mit Paoli gänzlich vernachlässigt und rein selbstische Motive, wie Napoleons maßlosen Ehrgeiz, Herrschsucht und Strebertum, für diesen Abfall verantwortlich macht und in ihnen die treibenden Kräfte erblickt, die es bewirkten, »daß Napoleon aufhörte, Korse zu sein, ohne daß er es jemals dahin gebracht hätte, Franzose zu sein«.

Indessen halte ich auch diese Erklärung aus mehreren Gründen für viel zu wenig besagend und unzureichend.

Denn abgesehen von der sich aufdrängenden Frage, ob denn der Ehrgeiz, namentlich ein so exorbitanter, wie er Napoleon zugeschrieben wird, ein psychisches Letztes, ein Element ist, das keine weitere Zurückführung zuläßt, ob er nicht vielmehr eine zusammengesetzte, somit noch reduzierbare psychische Erscheinung ist, müßte uns vor allem zum restlosen Verständnis erklärt werden, warum derselbe bei Napoleon gerade in diesem Momente sich so kraß geltend gemacht hat, und warum derselbe gerade diese und keine anderen Formen gewählt hat.

Überdies aber erscheint es mir schon gewagt, sich mit der Erklärung durch Ehrgeiz zu begnügen, wenn ich mir nur vergegenwärtige, wie er sich etwa anderthalb Jahre vorher, im Jahre 1791, in seinem »Discours de Lyon« darüber ausläßt, nachdem er über die »passions violentes«, die ungestümen Leidenschaften im allgemeinen gepredigt hat: »Ist nun die Jugend vorüber und derselbe junge Mann hat das Mannesalter erreicht und der Ehrgeiz hat sich seiner bemächtigt? Der Ehrgeiz mit dem blassen Gesicht, mit dem

irrigen Blicke, mit hastigem Gang, mit unregelmäßigen Bewegungen und mit dem sardonischen Lächeln? Das Verbrechen bedeutet ihm nicht mehr denn ein Spiel, Ränke nicht mehr denn ein Mittel; die Lüge, die Verleumdung, die Schmähsucht sind ihm bloß ein Argument, eine rhetorische Wendung. Und wenn er schon zur leitenden Stellung gelangt? Da ermüdet ihn bloß die Huldigung der Völker.«

Oder an einer anderen Stelle: »Aber der Ehrgeiz, dieses fressende Begehren, den Dünkel und die Unmäßigkeit zu befriedigen, der nie zufriedengestellt ist, der Alexander von Theben nach Persien, von Granichus nach Issus, von Issus nach Arbella und von da nach Indien führt; der Ehrgeiz, der ihn die Welt erobern und verwüsten läßt, um ihn doch nicht zu befriedigen, dessen Feuer ihn verzehrt; in seinem Wahn weiß er nicht mehr, welchen Lauf er ihm geben soll, er wird von ihm getrieben und verirrt sich . . . Alexander glaubt, ein Gott zu sein, ein Sohn Jupiters und will es auch die anderen glauben machen . . .« Oder an einer anderen Stelle: »Ich suchte das Glück und fand bloß den Ruhm!« Oder im »Sur l'amour de la patrie«: »Unsere Seele wird zweifellos entflammt durch die Erzählung der Taten von Alexander, Philipp, Karl d. Gr., Turenne, Condé, Macchiavelli und so vieler anderer berühmter Männer, die in ihrer Heldenlaufbahn sich zum Leitstern die Schätzung der Menschen nahmen; aber welch ein Gefühl beherrscht unsere Seele beim Anblick von Leonidas und seiner dreihundert Spartaner! Die gehen nicht in eine Schlacht — sie rennen in den Tod für das ihr Vaterland bedrohende Schicksal.«

Ja sollte die hier bekundete gewaltige Einsicht uns doch nicht zur Vorsicht mahnen vor der allzustarken Würdigung des Ehrgeizmotives!

Und überdies möge man erwägen, daß Napoleon nach seiner Flucht aus Korsika in der recht subalternen Stellung eines Artilleriehauptmannes seinen Dienst antrat, daß ihm seitens Frankreichs und dessen Adhärenten wie Saliceti gar keine Avancen gemacht und keine Vorteile zugewendet wurden, daß seine Familie während dieser Zeit zuerst in einem Dorfe La Valette leben mußte, weil ihr der Aufenthalt in Toulon zu teuer war, und daß sie dann in Marseille in einer ans Elend grenzenden Armut ihr Dasein fristete, endlich und hauptsächlich, daß Napoleons Aufstieg und damit die Besserung in den Verhältnissen seiner Familie erst durch seine ehrlich verdiente Leistung bei der Belagerung von Toulon — dessen Rückeroberung im wesentlichen Bonaparte zu verdanken war — ihren Anfang nahmen, um die Unzulänglichkeit dieser Motivierung durch Ehrgeiz einzusehen.

Und dergestalt erachten wir, daß die beiden hier in Rede stehenden Fragen: warum und wieso Napoleon aus dem Korsen zum Franzosen wurde, sowie: warum Napoleon mit Paoli gebrochen hat, Fragen, welche stellenweise innig miteinander zusammen-

hängen und ineinanderfließen, und deren Beantwortung wir für unerläßlich halten, wenn nicht anders dieser vielleicht bestimmendste Abschnitt im Leben Napoleons in ewiges Dunkel gehüllt bleiben soll, durch die bisherige Forschung kaum in genügender, geschweige denn in zufriedenstellender Weise beantwortet wurden.

Dies Scheitern all der bisherigen Bemühungen wird uns aber kaum verwundern, wenn wir bedenken, daß sich dieselben bloß auf die Erforschung der Domäne des bewußten Seelenlebens Napoleons erstreckten, während, wie wir anzunehmen uns für berechtigt halten, die bestimmenden Einflüsse hier dem unbewußten Anteile desselben entsprangen, dessen Erschließung und wenn auch nur schematischen Darstellung, — wie übrigens bei der ungeheueren Größe des Materials kaum anders möglich, — wir uns nun zuwenden wollen.

Kein geringerer als Victor Hugo erkannte offenbar die bei Bonaparte wirksamen Kräfte, als er von ihm meinte:

»Bonaparte fut l'immense somnambule d'un rêve ecroulé.«

II.

Zum Zwecke eines analytischen Versuches sind wir bei Napoleon insoferne gut daran, als uns das hiezu notwendige Material, wie Pubertätsphantasien und Kindheitserinnerungen, in ziemlich reichlichem Ausmaße zur Verfügung steht. Die ersten finden wir in seinen 1786 bis 1793, somit zwischen dem siebzehnten und vierundzwanzigsten Lebensjahre verfaßten Schriften, die uns nun durch Wiederauffindung der durch Libri seinerzeit hinterzogenen und verkauften Manuskripte Napoleons wieder zugänglich geworden sind.

In diesen Jugendschriften Napoleons ist — nach Ansicht aller Biographen — der große Einfluß von zwei Schriftstellern unverkennbar, nämlich von Rousseau und Raynald. Den ersten von ihnen vergöttert Napoleon geradezu in dieser Zeit (1785 bis 1792); er ist nach ihm der tiefste, der durchdringendste Philosoph, und es gibt kaum ein Werk desselben, das er nicht bewundernswert fände. Die Erklärung für diese natürlich ausgezeichnet rationalisierte Liebe, ist wahrlich nicht schwer: schrieb doch Rousseau im Jahre 1762 in seinem »Contrat social«: »Es gibt in Europa noch ein Land, welches der Gesetzgebung fähig ist: das ist die Insel Korsika. Der Mut und die Standhaftigkeit, mit welcher dieses wackere Volk seine Freiheit wieder zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdienten wohl, daß es irgendein Weiser lehrte, wie es sich dieselben sichern könne. Mir ahnt gewissermaßen, daß diese kleine Insel Europa eines Tages in Erstaunen setzen wird.« Und war es doch Rousseau, der eines Tages es als seinen sehnlichsten Wunsch aussprach, den Rest seiner Tage auf dem korsischen Eiland verbringen zu können. Und überdies stand ja Rousseau seinerzeit in regem Briefwechsel mit Paoli.

Nicht minder korsenfreundlich war auch das andere literarische Vorbild Napoleons, der Abbé Raynald, der Verfasser der »L'histoire philosophique de deux Indes«, der in diesem Werke in flammenden Worten die Perfidie und die Gier der die Korsen bedrückenden Genuesen brandmarkt, und den Korsen die Wiedererrichtung einer nationalen Regierung sowie das Ende der französischen Herrschaft vorhersagt.

Die Kindheitserinnerungen aber verdanken wir dem geradezu unermüdlichen Sammeleifer der Biographen, die schon zu Zeiten des Konsulats und des Empire damit begonnen haben. Ich betone hier, daß die Authentizität der hier zur Verwendung gelangenden Berichte über jeden Zweifel erhaben ist, denn dieselben werden selbst von solchen Forschern als sichergestellt angeführt, die, wie z. B. Chuquet und Masson, anderen Überlieferungen gegenüber sich äußerst kritisch verhalten und nicht zögern, das Legendäre und Romanhafte der historischen Wahrheit zu opfern.

Auf dieses Material gestützt wollen wir nun den Paoli-Konflikt untersuchen und die während desselben von Napoleon verfaßten Schriftstücke ins Auge fassen.

In dem ersten, in der Verteidigungsadresse, möchte ich den Passus: Il se trouve à la veille de devoir défendre la patrie contre une agression étrangère (er steht unmittelbar vor der Pflicht der Verteidigung des Landes gegen einen fremden Angriff) ganz besonders hervorheben.

Denn diesem Begriff des »Fremden«, »étranger« begegnen wir in Napoleons literarischem Nachlaß aus jener Zeit recht häufig, und zwar stets mit einem Beiklang von Feindseligkeit, der sehr weit über das hinausreicht, was dieser Begriff schon natürlicherweise — als Gegensatz zum Eigenen — beinhaltet.

Die beiden von ihm damals — als Unterdrücker seines Volkes — so gehaßten Nationen, Genuesen und Franzosen, werden stellenweise unter diesen generellen Begriff des »étranger« subsummiert; ja, einmal stellt er sogar die beiden Begriffe »fremd und feind« ganz deutlich als äquivalent hin, als er eine in den genueser-korsischen Kämpfen des dreizehnten Jahrhunderts vergewaltigte Genueserin ihre Klage darüber vor dem Korsenführer Sinucello della Rocca mit den Worten einleiten läßt: »Je suis étrangère et ton ennemi.« (Lettres sur la Corse, Masson et Biagi, pag. 408.) Aber auch sonst trägt man bei dieser Lektüre den Eindruck der stark negativen Affektfärbung davon, von der bei ihm dieser Begriff begleitet ist: so z. B. wenn er, l. c., p. 416, von »fremder Hilfe«, »secours étranger« spricht, die er als eine unsinnige Maßregel (démarche imprudente) bezeichnet, die »dem Vaterlande teuer zu stehen kam«, oder mit besonderer Emphase über das Schicksal der in das »climat étranger« verschickten Korsen wehklagt. (Lettres sur la Corse.)

Und diese Stellung Napoleons zu den Fremden, zu denen man sich nur immer »contre«, nie aber »avec« stellen, die man

sich stets fern halten, nie zu Freunden oder Bundesgenossen nehmen sollte, und die er eigentlich nur in der Rolle der Feinde kennt, diese Einstellung, die auch in ihrer gegenteiligen Ausprägung, nämlich in der tiefen Abneigung gegen den Bürgerkrieg wirksam ist, auf den er in seinem »Souper de Beaucair« von einer solchen Höhe herabsieht und »der bei Napoleon niemals Sympathien fand« (Kircheisen), scheint mir nicht bloß ein Produkt der so oft von den Autoren hervorgehobenen Clan-Psychologie der Korsen zu sein, sondern hat auch seine individuellen Wurzeln. Zumindest ist aber dieser Fremdenhaß Napoleons sehr alten Datums. Denn einer ausgezeichnet verbürgten Mitteilung zufolge, die ich hier nach Coston wiedergebe, hat er sich bereits als erster Konsul in einer seiner zahlreichen Unterhaltungen mit Herrn de l'Éguille, seinem ehemaligen Geschichtslehrer in der Militärschule in Paris aus dem Jahre 1784, den er oft in Malmaison sehr gnädig empfangen hat, diesem gegenüber geäußert:

»Von allen Ihren Lektionen war es die über die Revolution des Connétable de Bourbon, die mir den größten Eindruck gemacht hat. Aber Sie hatten Unrecht, mir zu sagen, sein größtes Verbrechen sei es gewesen, daß er seinem König den Krieg gemacht hat; sein wirkliches Verbrechen war, daß er herangerückt ist, um Frankreich mit Fremden anzugreifen. (De toutes vos leçons, celle qui m'a laissé le plus d'impression c'est la Révolte du Connétable de Bourbon. Mais vous aviez tort de me dire, que son plus grand crime avait été de faire la guerre à son roi; son véritable crime fut d'être venu attaquer la patrie, avec les étrangers).«

In der zweiten, der Anklageschrift gegen Paoli, findet sich aber gleichfalls eine Stelle, die unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Sie gipfelt nämlich in dem Vorwurf: »Il la (la patrie) soustrait a l'association de la France«, »er hält sie ab von der Vereinigung mit Frankreich.«

Ich habe bereits in der Exposition darauf hingewiesen, wie gewaltig sein Haß gegen diese Nation noch knapp vor dem Paoli-Konflikt war; und Chuquet hat da Recht, wenn er meint: »In dieser Epoche ist der zukünftige Monarch Frankreichs, der Mann, der ihm einmal den Namen der großen Nation verleihen und zur Devise ‚Frankreich über alles' nehmen wird, kein Franzose; er verachtet diese Franzosen, die er höher denn alle Völker einst einschätzen und zum ersten Volk der Erde proklamieren wird; er lehnt den Titel eines Franzosen ab, den er später als den schönsten der Erde bezeichnet.« Gewiß hat Chuquet da recht, aber doch mit der Einschränkung, daß dieser Franzosenhaß Napoleons nicht bloß auf diese Epoche beschränkt, sondern ungleich älteren Datums ist, fast so alt wie Napoleon selbst!

Erzählt doch Chuquet selbst, daß er noch in der Pariser Militärakademie sich gegen Frankreich auflehnte, immer wieder von

Paoli schwärmte und mit ihm zusammen kämpfen wollte für die Unabhängigkeit Korsikas; hier, wie noch früher in Brienne, rühmte er die Korsen, die Europa in ihrem Widerstande gegen Frankreich bewundert hat; wie in Brienne verdammte er auch hier diesen von einem großen Volk einem kleinen Völkchen aufgedrängten Krieg, und geriet dadurch stets in arge Konflikte sowohl mit den Vorgesetzten als auch mit den Kameraden. Kaum neunjährig, beim Eintritt in die Schule zu Brienne, bricht er, nicht im geringsten durch das fremde Milieu eingeschüchtert und ganz unbekümmert um dasselbe, beim Anblick des Porträts des Herzogs von Choiseul, des Staatsmannes, der Korsika den Genuesen abgenommen um es Frankreich anzugliedern, in wüste und leidenschaftserregte Schmähungen gegen denselben los. Und noch an anderen Kundgebungen dieser seiner Gesinnung in der Kindheit ist kein Mangel. Eine dieser Szenen aber, die wir bei Coston, aber auch bei anderen Biographen finden, möchte ich mit ganz besonderer Schärfe hervorheben, weil sie uns eine für Napoleon richtunggebende Gefühlsströmung verrät und ein grundlegendes Element darstellt, sowohl für die psychologische Erschließung seiner Persönlichkeit als auch für die Lösung des vorliegenden Problems. Die betreffende Notiz besagt, Napoleon sei mit zirka neun Jahren beim Vorstand der Schule zur Tafel geladen gewesen und habe, wie gewöhnlich, von einem der Lehrer geneckt, diesem geantwortet:

»Paoli war ein großer Mann, er liebte sein Vaterland; und ich werde niemals meinem Vater, der sein Adjutant war, verzeihen, daß er behilflich war, Korsika mit Frankreich zu vereinigen. Er hätte seinem Schicksale folgen und mit jenem zusammen unterliegen sollen. (Paoli était un grand homme; il aimait son pays; et jamais je ne pardonnerai à mon père qui était son adjudant, d'avoir concouru à la réunion de la Corse à la France. Il avait dû suivre sa fortune et succomber avec lui.)«

Denn abgesehen davon, daß diese Worte Napoleons selbst schon auf eine gewisse entgegengesetzte Rolle hinweisen, die er den Gestalten des Vaters und Paolis in seiner Vorstellung zuweist, braucht man ja bloß den Vorwurf an den Vater: »Il a concouru à la réunion« etc. mit dem fünfzehn Jahre später an Paoli gerichteten »il la soustrait à la réunion« in ihrer strikt konträren, sie geradezu zur Identität, zu zwei bloß verschiedenen Erscheinungsweisen desselben Dinges stempelnden Gegensätzlichkeit zusammenstellen, um sowohl die Bewertung dieses Ausspruches, als auch seine Hervorhebung zu rechtfertigen.

Und im Lichte dieser Zusammenstellung hellen sich uns auf und verschärfen sich plötzlich die bis nun für die Geschichtsforschung so unbestimmten, uneinheitlichen Konturen der Napoleonischen Gestalt und wir werden die ungeheuer plastische Gegensätzlichkeit des Napoleon vor und nach seinem Bruche mit Korsika gewahr, wo

aus dem bisherigen Franzosenhasser und Anglomanen — ein Franzose und Englandfeind, aus dem Verurteiler Alexander d. Gr. — sein schwärmerischer Bewunderer, aus dem grenzenlosen Verehrer Rousseaus — sein Geringschätzer, der ihn einen langweiligen Schwätzer und Narren nennt, aus dem Jakobiner, Gleichheitsschwärmer und Königsstürzer — der mit unerhörtem fürstlichen Glanz sich umgebende Oberbefehlshaber der italienischen Armee, erster Konsul und die Gottesgleichheit herbeisehnende absolute Kaiser wird.

Und nicht minder gegensätzlich sind die beiden Napoleone, von denen der eine in der »Refoutation de Roustan« die Religion als schädlich für den Staat erklärt, Apollonius von Tyana hoch über Christus stellt, den Klerus verabscheut und Freimaurer wird, — der andere aber Wieland gegenüber behauptet, »das Christentum sei ein unübertreffliches philosophisches System, wodurch der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die Ordnung und Ruhe der Staaten ebenso stark verbürgt würden, wie Glück und Hoffnung der Individuen«, der sich nicht krönen lassen will, ohne den Segen des Papstes und diesen persönlich dazu nach Fontainebleau bezieht, und der sein Testament einleitet mit den Worten: »Ich sterbe in der apostolischen und römischen Religion, in deren Schoße ich geboren wurde.«

Wir haben dergestalt den Konflikt mit Paoli eigentlich auf zwei Formeln zurückgeführt:

»attaquer la patrie avec les étrangers« und

»il a concouru à la réunion de la Corse à la France«

und wollen dieselben nun analytisch interpretieren, zumal wir im Gegensatze zur nichtanalytischen Welt, die dem Kinde viel eher Orientierung selbst in der Politik als in Sexualibus zusprechen möchte, programmatisch keine ursprünglichen Affekteinstellungen zu abstrakten Vorstellungen kennen, sondern dieselben immer auf recht konkrete, irdische Quellen zurückführen, da doch gerade die Psyche des Kindes durch mangelnde Abstraktionsfähigkeit, Konkretismus der Vorstellungen und Neigung zur Substitution der assoziierten Vorstellungen ausgezeichnet ist.

Mit anderen Worten: Was bedeutet in den obigen Aussprüchen die Patrie (respektive Korsika) und was La France (respektive étrangers)?

Wie bereits oben unter stellenweiser Anführung bemerkt wurde, finden wir in den literarischen Erzeugnissen Napoleons in dieser Zeit als stets wiederkehrendes Motiv eine heiße, geradezu unstillbare Liebe für sein korsisches Vaterland. Dieses Leitmotiv wird in denselben auf die unterschiedlichste Weise variiert und unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten erörtert, analysiert, und auf seine Existenzberechtigung untersucht. Ob es ein historischer Essai über Korsika ist oder der Erguß einer selbstmörderischen

Stimmung, eine unterscheidende Untersuchung zwischen Vaterlandsliebe und Ruhmsucht, im Dialogue sur l'amour und im Discours de Lyon, stets sehen wir ihn auf die Patrie, und mag es von noch so weit hergeholt sein, zurückkommen; so daß man sich kaum des Eindruckes erwehren kann, es hier mit einer stark überwertigen, weil im Unbewußten wurzelnden Vorstellung zu tun zu haben. Chuquet äußert sich darüber in nichtanalytischer Ahnungslosigkeit: »Leutnant Bonaparte atmet also nichts anderes als Liebe für seine kleine Insel. Jede andere Leidenschaft scheint ihm fremd zu sein, und er könnte wie der Held einer seiner Novellen sagen: ‚Ich habe das Leben aus Korsika geschöpft (j'ai puisé la vie en Corse) und damit eine gewaltige Liebe für mein unglückliches Vaterland und seine Unabhängigkeit.'« (Nouvelle Corse.)

Da ist es ja direkt, nicht einmal mehr figürlich oder in Form eines Gleichnisses ausgesprochen, was sich mir aus Analysen von neurotischen Patienten ergab, daß das Vaterland eine vorgeschobene Vorstellung für die Mutter ist, und die Liebe zum Vaterlande eingentlich die Liebe zur Mutter bedeutet. Doch diese gegenseitige Valenz: Vaterland—Mutter war ja den Alten wohl bekannt; denn wir lesen bei Herodotos (Übersetzung von Lange, II. Teil, VI. Buch, Erato 107): »Die Barbaren aber führte Hippias nach Marathon, nachdem er in der vergangenen Nacht folgendes Traumgesicht gehabt: Es deuchte dem Hippias, er schliefe bei seiner eigenen Mutter. Aus diesem Traum schloß er nun, er würde heimkommen nach Athen und seine Herrschaft wieder erlangen und in seinem Vaterlande sterben in seinen alten Tagen. Das schloß er aus dem Traum.«

Daß die Vorstellung Vaterland aber dieselbe unbewußte Valenz und somit dieselbe affektive Quelle hat wie die Vorstellung Erde, deren Mutterbedeutung bereits ein psychoanalytischer Gemeinplatz geworden ist und für die ich bloß auf Dieterichs Werk »Mutter Erde«[1], auf den Traum von Julius Cäsar[2], das Tarquinius-Orakel[3] etc. hinzuweisen brauche — läßt uns annehmen, daß der deutsche Ausdruck dafür, das Land des Vaters, uns den Zusammenhang am deutlichsten enthüllt, indem er uns andeutet, daß hier die

[1] »Mutter Erde«, Ein Versuch über Volksreligion von Albert Dieterich. Berlin 1905, Teubner.

[2] Otto Rank, »Inzest-Motiv in Dichtung und Sage«, p. 237. Sueton erzählt c. 7: »Selbst wegen eines Traumes in der folgenden Nacht, der ihn beunruhigte — denn ihm träumte, er habe seine Mutter beschlafen — machten die Traumdeuter ihm Mut zu den größten Hoffnungen; sie gaben nämlich die Auslegung, als sei es ein Vorzeichen seiner Herrschaft über den Erdkreis; denn die Mutter, die er habe unter sich liegen sehen, sei niemand anders, als die Erde, die Allmutter.«

[3] Livius, I, LXI: Demjenigen werde die Herrschaft Roms zufallen, der zuerst die Mutter küsse (osculum matri tulerit), was Brutus als Hinweis auf die Mutter Erde auffaßte (terram osculo contigit, scilicet quod ea communis mater omnium mortalium esset).

Verschiebung über die Vorstellung Land=Erde stattgefunden hat. Ich möchte nur hinzufügen, daß in den anderen, z. B. sämtlichen slawischen Sprachen, bei der entsprechenden Bezeichnung sich nichts von dem Elemente Land oder Erde befindet, wohl aber dasselbe durch die dem Substantiv Vater angehängte Endung: zna oder na etc., — welche etwas dem Vater gehöriges bedeutet, — ersetzt ist.

Die in Napoleons Schriften so häufigen und plastischen Gleichnisse, wie z. B. »au sein de votre patrie« (Sur la Corse) oder (Sur l'amour de la patrie) »Athen sei ihm (dem Sohne Cimons) immer seine Mutter und sein Vaterland«, oder (Discours de Lyon) das Gefühl (le sentiment) sei dasjenige, »was den Sohn mit der Mutter, den Bürger mit dem Vaterlande vereinigt«, sprechen gewiß für diese Deutung, ebenso wie die für ein Gleichnis fast zu weit gehende Plastizität, die wir im Briefe an Buttafuoco vorfinden: »Wie denn, Sohn derselben Patrie, empfinden Sie nie etwas für sie? Blieb Ihr Herz unbewegt beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden — der Bühne Ihrer kindlichen Spiele? Als Sie zur Welt kamen, trug sie Sie an ihrem Busen und nährte Sie von ihren Früchten; als Sie in das Alter der Vernunft traten, waren Sie ihre ganze Hoffnung; sie schenkte Ihnen ihr Vertrauen. Sie sagt Ihnen: mein Sohn, du siehst, in welch elendem Zustande etc.«

Diesen analytischen Schlüssel wollen wir nun, wenn auch nur an wenigen Stellen seiner Jugendschriften, verifizieren und erproben.

Der Essai »Sur l'amour de la patrie«, den er im Alter von achtzehn Jahren (27. November 1787) während eines kurzen, in Familienangelegenheiten von Korsika aus unternommenen Aufenthaltes in Paris geschrieben, ist in einer seelischen Verfassung entstanden, die wir am besten mit Napoleons eigenen Worten charakterisieren: »Ich stehe kaum im Alter des Morgenanbruches der Leidenschaften, mein Herz erzittert noch von dem Aufruhr, den diese erste Bekanntschaft in unseren Gedanken erzeugt . . .« Nun denn, zum Verständnis dieser Worte, sowie der nachfolgenden Gedankengänge gereiche es, daß Napoleon diesen Essai geschrieben hat fünf Tage, nachdem er eine Nacht bei einer Prostituierten zugebracht hat — und solchergestalt sein erstes sexuelles Erlebnis gehabt hat, — worüber er uns im »Recontre au Palais Royal« ein unzweifelhaftes Dokument zurückgelassen hat. Es ist aber nicht etwa der die Welt durch die Brille der Sexualität sehende Analytiker allein, dem sich dieser Zusammenhang aufdrängt; denn die nach dieser Richtung hin gewiß unvoreingenommene Gertrud Kircheisen stellt ihn — mit dem Scharfsinn eines Weibes — gleichfalls und widerstandslos her. Sie meint darüber: »Glaubt man jedoch, Napoleon habe dieses Ereignis seines Lebens deswegen notiert weil es einen besonderen Eindruck auf ihn hinterlassen hatte, so irrt man sich. Die Aufzeichnung jenes flüchtigen Begegnens mit einem

Weibe geschah weit mehr aus Neigung oder Grundsatz, jeden Wendepunkt in seinem Leben mit der größten Genauigkeit zu verzeichnen, als aus einem inneren Erleben oder Empfinden heraus. Napoleons Herz war viel zu sehr von der Vaterlandsliebe erfüllt, als daß ein anderes Gefühl, und wäre es auch nur ein sinnliches, dauernd darin Platz gefunden hätte. Er nahm von dem Abenteuer im Palais Royal ganz andere Eindrücke mit sich fort, wenn auch nicht ohne Kampf. Alle physischen Empfindungen suchte er durch das seiner Ansicht nach allein echte Gefühl des Patriotismus zu erdrücken.

Fünf Tage später, am 27. November, verfaßte er einen Monolog über die Vaterlandsliebe. Er ist an eine nicht genannte Dame gerichtet. Sollte Napoleon naiv genug gewesen sein und mit der Anonymen die Schöne des Palais Royal im Auge gehabt haben? Möglich wäre es.«

Aber auch, wenn wir Napoleons Aufzeichnung nicht besäßen, so wäre es unschwer zu entnehmen, daß die Frage der Liebe und der Sexualität für ihn akuter und ungestümer geworden war, so daß sie ihn sogar bei diesem »Rencontre« dahin gebracht hat, die »personne du sexe« anzusprechen, ihn, »der mehr denn jemand durchdrungen war von dem Abscheu ihres Standes und sich immer für beschmutzt hielt durch den bloßen Blick« (pénetré plus que personne de l'odieux de son état, me suis toujours cru souillé par un seul régard). In diesem Essai nämlich vergleicht er die moderne Zeit mit der von Sparta und Athen; während damals Vaterlandsliebe herrschte, herrsche jetzt die Liebe; und diese beiden Leidenschaften wären infolge ihrer entgegengesetzten Wirkungen miteinander unvereinbar; denn wo ein Volk der Liebe fröhnt, da leide darunter die Vaterlandsliebe; und deshalb glaubten heute nur wenige Personen an dieselbe. Beziehen wir diese Auslassung im Hinblick — auf die oben angegebene Grundstimmung — auf die Person Napoleons, setzen wir statt des Volkes ihn selbst ein, so würden uns Athen und Sparta, die entlegenen Zeiten, nichts anderes denn seine selige Kindheit bedeuten, und das ganze wäre ein Ausdruck der Befürchtung, es könnte durch die Hingabe an die Frauen bei ihm die Liebe zur Mutter eine Einbuße erleiden; mit anderen Worten: es ist in ihm ein Kampf entbrannt zwischen seiner erotischen Vergangenheit und Gegenwart.

Für die Richtigkeit dieser Deutung haben wir noch einen nicht unwichtigen Beleg. In demselben Essai apostrophiert er nämlich bald darauf in recht aggressiver und despektierlicher Weise die modernen Frauen: »aber o du Geschlecht, das heutzutage die Herzen der Männer an deinen (Triumph-)Wagen kettest, dessen ganzes Verdienst in einem blendenden Aussehen besteht, erwäge hier (i. e. in Sparta) deinen Triumph und erröte, daß du das nicht mehr bist.« Und er verweist die heutigen Frauen auf die Heroinen Spartas, sie ihnen als Muster und Vorbild hinstellend.

Nun denn: er kannte eine dieser Heroinen nur zu gut, seine Mutter Lätizia, die einer der Biographen (Chuquet) folgendermaßen charakterisiert: »Ein Mannesherz wohnte im Leibe dieser stolzen, unerschrockenen, unverzagten Frau. Sie begleitete ihren Mann in die Wälder und Berge in den letzten Tagen der Unabhängigkeit. Oft verließ sie, um Informationen über die Armee einzuholen, die steilen Felsen, wo die Frauen ein sicheres Versteck hatten; sie wagte sich bis in Gegenden vor, die sehr gefährdet waren; sie hörte die Kugeln pfeifen, aber sie hatte keinen anderen Gedanken, als das Wohl ihres Mannes und Korsikas. Sie war noch schwanger mit Napoleon und trug ihr Kind mit dem gleichen Glücke und derselben Heiterkeit, wie sie es später in den Armen hielt.« Dies war die Vergangenheit und der Ruf Lätizias, die Paoli als Mutter der Gracchen oder als Cornelia bezeichnete; was Wunder, daß diese Mutter dann dem kleinen Jungen zur Heroine wurde.

Solchergestalt stellt sich uns dieser Essai, diese von edler Begeisterung und jugendlichem Pathos getragene, angeblich kritische Untersuchung, — abgesehen von den anderen, später noch zu besprechenden Bedeutungen — als ein mächtiges Ringen mit dem Mutterkomplex dar, der geradezu um seine Existenz zu kämpfen scheint. Die hereingebrochene Pubertät, die den jungen Mann, wie wir gesehen haben, gebieterisch zum anderen Geschlecht drängt, was folgerichtig ein Loskommen von der Mutter erheischt, hat in seinem Unbewußten einen mächtigen Kampf ausgelöst. Schon daß er die Frage aufrollt, ob es überhaupt eine Vaterlandsliebe gibt (ob es nicht vielmehr Ruhmsucht ist), zeigt uns an, daß in seiner Seele die Ablösungstendenz eingesetzt hat, und der durch dieselbe etwas ins Wanken geratene Mutterkomplex diese ganze, so emphatische Beweisführung inspiriert. Wir sehen ihn da in diesem Für und Wider zuweilen bis zur Grellheit durchscheinen, so z. B. wenn er dem Themistokles, der mit Hilfe der Perser zweifellos Griechenland unterjochen konnte, aber darauf verzichtet hat mit den Worten: »O mon fils, nous périssions si nous n'avions péri« — gegenübergestellt die Taten der von bloßer Ruhmsucht getriebenen Franzosen Robert d'Artois, d'Orleans, Condé, die da »nicht rot wurden zu verwüsten die Gefilde, die ihre Geburt gesehen haben« (qui ne rougirent pas de dévaster les campagnes qui les avaient vu naître). — Es ist wohl hier recht deutlich die Notwendigkeit des Verzichtes auf das inzestuöse Verlangen nach der Mutter ausgesprochen — das, realisiert, zum sicheren Untergange führt.

Und dieses Kämpfen für und wider diesen seinen Komplex ist der eigentliche latente Inhalt so ziemlich aller anderen, in den nächsten vier Jahren verfaßten Schriften. Zuweilen, wie z. B. im »Discours de Lyon« in der Preisbewerbung über die Frage: »Welche Wahrheiten und welche Gefühle soll man den Menschen einflößen zu ihrem Glücke?« in dem, wie schon Chuquet bemerkt,

Napoleon unter der Gewandung sozialpolitischer Reformen »sein Herz überfließen läßt«, wird dieser sein Mutterkomplex auch durch die Erde symbolisiert. So z. B. wenn er da seine Behauptungen an einem jungen Manne exemplifiziert, der nach den Torheiten der Kindheit ins Alter der erwachten Leidenschaften tritt: »Sein starker Arm im Einklange mit seinen Bedürfnissen verlangt nach Arbeit; aber ein Blick um ihn herum und er sieht die Erde unter wenige Hände verteilt«. Nun wendet er sich an die sozialen Ordner, die ihm jedoch bloß die Akten als zum Besitz berechtigend vorweisen, und er, unzufrieden mit dieser unzulänglichen Antwort, entrüstet ruft: »Wie, das sind die Besitztitel dieser Herren! Die meinigen sind viel heiliger, viel unleugbarer, viel universeller! Sie erneuern sich mit meiner Atmung, kreisen in meinem Blute, sind geschrieben in meinen Nerven und in meinem Herzen. Sie sind die Notwendigkeit meines Daseins und vor allem meines Glückes!«

Diese Exklamation mag uns illustrieren, mit welch' gewaltiger Libido bei Napoleon die Vorstellung Erde besetzt und wie wenig diese Libido noch abgetönt war.

In diesem durch Auflösung der Symbole gewonnenen Rückschluß auf eine starke Fixierung Napoleons bei seiner Mutter werden wir nur bestärkt, wenn wir diese Spur in seinem realen Liebesleben verfolgen. Sie tritt weniger deutlich zutage in seinem Verhältnis zur Mutter, das, soweit ich die einschlägige Literatur kenne kaum etwas anderes als eine allerdings ganz ungewöhnliche Sohneszärtlichkeit aufweist. Es ist ja bekannt und soll im weiteren Verlauf dieser Studie noch des öfteren betont werden, daß er Frau Lätizia gegenüber, von der er auf St. Helena sich äußerte, sie sei mit dreißig Jahren »belle comme les amours« gewesen, der aufopferndste und aufmerksamste Sohn war, stets bemüht, ihr das Leben so leicht und so angenehm als möglich zu gestalten. Auf welcher Etappe seiner so ungeheuer bewegten und abwechslungsreichen Laufbahn wir dies Verhältnis auch beobachten, stets finden wir Beweise seiner zärtlichsten Fürsorge für die Mutter; »sa première pensée est pour elle«, meint Masson an einer Stelle. Mit der äußeren Situation wechseln bloß die Ausdrucksmittel dieser stets gleichbleibenden Gefühlsströmung. Für die Mutter ist er stets zu Opfern an Geld, Zeit und Geduld bereit; sowohl als armer Sekondleutnant und Hauptmann, der ihr aus seinem kargen Sold aushilft und ihr die schweren Bürden tragen hilft, wie auch als gigantische Pläne in seinem Kopfe wälzender Herrscher eines Weltreiches, wo er ihr Millionen zur Verfügung stellt, dafür Sorge trägt, daß ihr in seinem strengen Hofzeremoniell ein gebührender Platz angewiesen werde, selbst ihr den Hofstaat und den Ehrendienst bestimmt, ihr, um sie zu beschäftigen, das Protektorat der Soeurs de charité verleiht, ja sogar persönlich die Tapeten zu dem

ihr geschenkten Schloß Pont sur Seine auswählt, und dabei noch für die Klagen und oft ungebührlichen Rekriminationen der nimmersatten und sich beeinträchtigt fühlenden alten Frau stets ein geduldiges Ohr und respektvolle Nachsicht hat.

Um so deutlicher aber prägt sich der Einfluß der Mutterimago im Liebesleben Napoleons aus, wo er unverkennbar eine geradezu zwanghafte Wirkung ausübt; er kann nur lieben und heiraten in tunlichster Anlehnung an die Mutter.

Ein unverkennbares Merkmal starker Fixierung an die Mutter — die frühe Sehnsucht nach der Ehe — sehen wir auch bei Napoleon sehr stark ausgeprägt. Wir begegnen ihr oft in seinen Jugendschriften, speziell im »Discours de Lyon«. Und als zwanzigjähriger Leutnant in Auxonne trägt er sich schon mit Heiratsgedanken, ja soll sogar um die Hand der Manesca Pillet, Stieftochter eines reichen Holzhändlers, angehalten haben.

Sehr deutlich aber können wir den Einfluß des Komplexes in der Episode mit der Schwester seiner Schwägerin Désirée Eugénie Clary, der späteren Gattin Bernardottes, Königs von Schweden, beobachten. Der sechsundzwanzigjährige, arme, ja völlig mittellose, weil von seinem Kommando enthobene Brigadegeneral, findet die heiße Liebe eines sechzehnjährigen, überdies reichen Mädchens, die ihm z. B. schreibt: »mit einem Worte: mein ganzes Leben gehört Dir.« Napoleon nimmt die Sache sehr ernst. Nach mehr als einjähriger Bekanntschaft, in der zahlreiche Briefe gewechselt wurden, entschließt er sich Eugénie zu heiraten, und drängt ungestüm seinen Bruder Joseph, Schritte in dieser Sache zu machen: »Ich brenne darauf, einen Hausstand zu haben. Entweder muß die Sache mit Eugénie sich entscheiden oder abgebrochen werden.« — Nun, sie ging in Brüche; denn das war das letzte Wort. »Die Hymne Désirée verstummt von nun in Napoleons Briefen;« aus welchen Ursachen, ist aber den Biographen unbekannt. Sie meinen, er hätte Désirée nicht geliebt und an diese Verbindung lediglich aus Opportunitäts- und Bequemlichkeitsgründen gedacht. Dem ist aber nicht so, und wir können G. Kircheisen nur beistimmen, wenn sie meint: und doch hat Napoleon Désirée geliebt. Denn erstens drücken die Briefe des jungen Mädchens die Gewißheit, Gegenliebe zu besitzen, aus, dann ist ja Napoleon immer ganz trostlos und unglücklich wenn ein Brief von Désirée ausbleibt, und dann erhellt es ja auch aus der Sorge und Mühe die er sich nimmt, um sie, nachdem er eine andere geehelicht, recht glücklich zu verheiraten.

Er hat also zweifellos für sie empfunden; nur daß diesem Liebesobjekt eine Eigenschaft fehlte, die in Konsequenz unserer bisherigen Ausführungen für Napoleon eine unerläßliche Bedingung war, damit sein Gefühl für das Weib die notwendige Höhe erreiche, um ihm dessen Besitz widerspruchslos als begehrenswert, ja beglückend erscheinen zu lassen. Und welches diese Bedingung war, wird uns sofort klar, wenn wir die weiteren Liebesobjekte

Napoleons in Erwägung ziehen. Denn von der Désirée wendet er sich fast unmittelbar zur Frau Permon, einer Witwe mit zwei Kindern und der Freundin seiner Mutter, und macht ihr einen Heiratsantrag; nach ihr der gleichfalls bedeutend älteren Mme. de la Boucharderie, um etwa ein Jahr darauf sich mit der ganzen Glut seines Herzens in Josephine de Beauharnais zu verlieben, eine Witwe, die er trotz ihrer zwei Kinder bedenkenlos heiratet, und die, ebenso wie die früher genannten Frauen, wesentlich — um sieben Jahre — älter ist als er selbst.

Ist doch diese Bedingung der »älteren Frau«, die bei Napoleon auch G. Kircheisen aufgefallen ist (»wie es scheint, fühlte sich Napoleon besonders zu Frauen hingezogen, die bedeutend älter waren als er«), nach Freud das sicherste, weil am wenigsten entstellte Merkmal der inzestuösen Fixierung an die Mutter.

Wir müssen nun konsequenterweise auch für den Affektwert des Elementes »la France«, respektive »étranger«, die ursprüngliche Quelle aufdecken und diesen Affekt gleichfalls auf konkrete Wurzeln zurückführen; mit anderen Worten, es muß da jemand »französischen« gegeben haben, von dem der kleine Napoleon annahm, daß er sich unter der Beihilfe des Vaters mit der Mutter vereinige; oder wenn wir es aus der ohnedies durchsichtigen Verkleidung herausschälen: von dem er meinte, daß er mit der Mutter sexuelle Beziehungen unterhalte.

Nun gab es dort tatsächlich in der Kindheit Napoleons einen Franzosen, der durch sein damaliges und späteres Verhältnis zur Familie Bonaparte, sowie durch die offizielle Stellung die er bekleidete, sehr geeignet war, eine hervorragende Rolle in der Vorstellungswelt des kleinen Jungen zu spielen und den Argwohn des kleinen Eifersüchtigen zu erregen. Es war dies Graf Louis Charles René de Marbeuf, Gouverneur der Insel und Generalleutnant der französischen Truppen — die oberste Macht im eben okkupierten Lande; also gewiß sehr geeignet, vom Kinde als Inkorporation des Franzosentums, ja als Frankreich selbst angesehen zu werden!

Es waren aber auch recht innige Beziehungen, die Charles Bonaparte und seine Familie mit dem Gouverneur verbanden. Nach der Okkupation und Pazifizierung der Insel war Charles Bonaparte — müde des Kampfes und durch die materielle Lage gezwungen — eifrig bemüht, die Franzosenherrschaft zu stützen und sich en revanche dafür alle möglichen Vorteile an Geld, Stellen und Titeln zu verschaffen.

Demzufolge sehen wir den Gouverneur sowohl zu Lebzeiten Charles für dessen Familie sorgen, als auch später der Witwe Lätizia unermüdlich beistehen. Und nicht nur, daß er selbst es an eifrigsten Bemühungen nicht fehlen ließ; er verpflichtete dazu noch seinen Neffen, zuerst Bischof in Autun, später Erzbischof von Lyon.

Und so kommt es, daß wir die beiden Brüder stets irgendwo und irgendwie auf dem Wege der Familie Bonaparte treffen, wenn wir das Schicksal derselben zu dieser Zeit verfolgen. Von General Marbeuf wird Louis Bonaparte aus der Taufe gehoben; durch seine Protektion erhalten Joseph und Lucian Freiplätze in Autun, Marianne Elisa in St. Cyr und der Halbbruder Napoleons, Fesch, im geistlichen Seminar zu Aix, unser Napoleon aber in La Flèche, und als dann die Disposition geändert wird, wieder in Brienne; unter Marbeufs Einfluß gibt Napoleon das ursprüngliche Projekt, in die Marine einzutreten, auf, und wendet sich der Artillerie zu. Außerdem aber ist Graf Marbeuf stets eifrig bemüht, dem in ewigen Geldnöten befindlichen Vater Napoleons auch da auszuhelfen. Durch Marbeufs Einfluß wird Charles wiederholt in die Adelsdeputation gewählt, was mit einem Gehalt verbunden war; durch Marbeuf erhielt er eine ziemlich gute Dotation für die Erhaltung einer Maulbeerbaumschule; der Gouverneur unterstützt ihn auch in dem Prozeß, den Charles gegen die Jesuiten wegen Herausgabe eines ihnen von seinem verstorbenen Verwandten vermachten Besitzes (Milleli) anstrengt.

Bei dieser Rolle Marbeufs in der Familie Charles Bonapartes — von dem Jung berichtet, er sei »toujours absent«, immer auf der Suche nach Geld, Beziehungen und Pläsier gewesen, — ist es wohl kaum verwunderlich, wenn die öffentliche Meinung, zumal bei der Schönheit und Jugend Frau Lätizias, der Anteilnahme des Gouverneurs an den Geschicken der Familie erotische Motive unterlegte, somit zu denselben Resultaten gelangte wie der kleine Junge. Coston meint da: »Die Bösartigkeit hat sich den Scherz gemacht, hier eine andere Ursache zu finden.«

Auch Kircheisen notiert ebenso wie Masson dieses Gerücht, wonach »man die Mutter Napoleons beschuldigt hat, dem alten Marbeuf mehr als Freundin gewesen zu sein«, meint aber, »ihr gerader, echt korsischer Charakter bürge allein schon für die Ungereimtheit solcher Gerüchte; überdies besaß sie keinen Leichtsinn und ihre Schönheit hätte mehr Bewunderung als Begehren erweckt.« — Ich meine, daß etwas von dieser Auffassung des Verhältnisses in dem Wortlaute durchklinge, mit dem die Bonapartes nach dem Bruch mit Paoli in die Acht erklärt wurden. Da heißt es nämlich von ihnen: »Die im Schmutze des Despotismus geborenen, unter den Augen und auf Kosten eines an Luxus gewöhnten Paschas (Marbeuf) . . . aufgewachsenen Bonapartes.«

Nun denn: mag dem in Wirklichkeit wie immer gewesen sein; für unsere Untersuchung handelt es sich darum, zu erweisen, daß der kleine Napoleon ebenso wie die übrige Welt genügende Anhaltspunkte fand, um an ein von seinem Vater toleriertes oder gar unterstütztes Verhältnis seiner Mutter mit Marbeuf zu glauben, zumindest aber, um eine Phantasie zu bilden, die dann, wie wir wissen, den vollen Wert der Realität besitzt. Und daß dies tat-

sächlich der Fall war und daß dies der tiefere Sinn des gegen den Vater gerichteten Vorwurfes: »er habe beigetragen, Korsika mit Frankreich zu vereinigen«, dafür besitzen wir noch einen leichten Hinweis in einer Äußerung Napoleons aus der späteren Zeit, als er von den Eindrücken seines ersten, nach achtjähriger Abwesenheit in Korsika verbrachten Urlaubes sprach: »Meinem Glücke fehlten damals nur zwei teuere Menschen: mein Vater und der Graf Marbeuf, den wir am zwanzigsten September (fünf Tage vor der Ankunft Napoleons) verloren hatten und den meine Familie lange betrauerte.«

Durch diese Zusammenstellung Marbeufs mit dem Vater in bezug auf den Affektwert wird indessen nicht allein die sexuelle Auffassung der Worte: »il a concouru à la réunion de la Corse à la France« gestützt, sondern es wird durch dieselbe auch die wohl als Folge dieser Phantasie anzunehmende Unsicherheit Napoleons, wer von diesen beiden sein Vater sei, — welcher Zweifel in der Bestimmung des Code civile: la récherche de la patermité est interdite, die legislatorische Projektion findet, — sehr wahrscheinlich gemacht.

Überdies wird uns im Lichte dieser Phantasie klar, daß die früher angeführte, den Connétable de Bourbon betreffende Bemerkung Napoleons: »sein wirkliches Verbrechen sei gewesen, daß er das Vaterland mit Fremden angegriffen habe«, im Jargon des Unbewußten eigentlich besagt, daß man seine Mutter sexuell nicht zusammenbringen darf mit Fremden, — sofern man nur eingedenk ist der natürlich durch Unorientiertheit gestützten Vorstellung zahlreicher Kinder, die Beziehung zwischen den beiden Geschlechtern sei ein dem Weib angetaner Gewaltakt und bestehe in einem argen Kampfe, welche Kinder dadurch aber ihre sadistische Veranlagung bekunden, die man Napoleon wohl schwerlich wird absprechen können.

Somit deckt sich der an den Connétable de Bourbon gerichtete Vorwurf inhaltlich vollkommen mit dem Vorwurf an den Vater.

Aber noch manch anderes wird uns jetzt verständlich und wird sogar zur Stütze der Deutung, so z. B. wenn wir den siebzehnjährigen Napoleon im »Sur le Suicide« — in dem er daran denkt, sich das Leben zu nehmen, »weil seine Kompatrioten in Ketten zitternd die sie bedrückende Hand küssen«, somit wegen eines seit seiner Geburt bestehenden Zustandes, an den er reichlich Zeit hatte sich zu gewöhnen, — exklamieren hören:

»Franzosen! Nicht zufrieden damit, daß ihr uns alles geraubt, was wir geliebt haben, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben. Das jetzige Bild, das mein Vaterland bietet und das Unvermögen, etwas daran zu ändern, ist doch ein neuer Grund, um zu meiden die Erde, wo ich aus Pflicht loben muß die Menschen, die ich aus Tugend hassen muß. Wenn ich in meinem Vaterlande ankomme, welch eine Gestalt werde ich dort abgeben,

welche Sprache soll ich dort sprechen! Das Leben ist mir nur Last, denn ich finde kein Vergnügen und alles ist mir ein Schmerz. Es ist mir eine Last, denn die Menschen, mit denen ich lebe und wahrscheinlich immer leben werde, haben Sitten, die so verschieden sind von den meinigen, wie das Licht des Mondes von dem der Sonne.«

Offenbar ist es eine Folge dieser Phantasie, daß im Sexualleben Napoleons die Vorstellung des Mißbrauches einer Ehe seitens Dritter mit einem so mächtigen Affektbetrag besetzt war, so daß sie ihm als ein schweres Vergehen, als große Schuld galt.

Wir ersehen dies vorerst aus seinen Jugendschriften, speziell aus dem »Discours de Lyon«, die heftige Ausfälle gegen das Junggesellentum und die Junggesellen enthalten, die man von Staatswegen daran hindern sollte, bei den Frauen anderer die Befriedigung ihrer Begierden zu suchen. Und war doch Herr von Marbeuf tatsächlich Junggeselle, und vermählte sich erst im Jahre 1784 im Alter von zweiundsiebzig Jahren, als Napoleon bereits fünfzehn Jahre zählte.

Aber auch ein interessanter Irrtum Napoleons verrät uns, meiner Ansicht nach, diesen seinen Komplex. In seinen Memoiren von St. Helena erzählt Napoleon, er habe als fünfundzwanzigjähriger Artilleriegeneral der italienischen Armee eine schwere Schuld auf sich geladen; er habe nämlich einer schönen Frau zuliebe, — es war Louise Turreau de Lignières, die junge Gattin des Volkrepräsentanten, — einige Menschenleben geopfert, um seinen Dank für die genossene Gunst zu erweisen. »Ich war damals noch sehr jung und stolz und glücklich über meinen kleinen Erfolg. So suchte ich mich auch dafür durch alle in meiner Macht stehenden Aufmerksamkeiten erkenntlich zu erweisen. Sie werden gleich sehen, wie weit der Mißbrauch der Gewalt führen und wovon oft das Geschick der Menschen abhängen kann. Denn ich bin nicht besser als andere. Als ich an einem schönen Septembermorgen in die Nähe des Col di Tenda inmitten unserer Stellungen mit Frau Turreau spazieren ging, kam mir plötzlich der Gedanke, vor ihren Augen ein wenig Krieg zu spielen. Ich befahl einen Angriff der Vorposten. Wir waren zwar Sieger, aber von einem Ergebnis konnte natürlich nicht die Rede sein. Der Angriff war eine reine Phantasie — und doch blieben einige Leute am Platze! Jedesmal, wenn ich daran denke, mache ich mir die größten Vorwürfe.«

Sowohl Gertrud als auch Friedrich Kircheisen bestreiten lebhaft die Richtigkeit dieser Erinnerung des Kaisers, vorerst mit Rücksicht auf seinen Charakter, demzufolge er solch einer frivolen Tat nicht fähig war, ferner gestützt auf die Aussage der Frau Turreau, das betreffende Vorpostengefecht habe zwar stattgefunden, dasselbe sei aber nicht ihr zuliebe, somit »nicht aus eitlem Wunsch der Schönen zu gefallen«, anbefohlen worden. Überdies weist

F. Kircheisen sehr glaubwürdig nach, daß sich Napoleon bei dieser Reminiszenz sowohl bezüglich der Zeit als auch des Ortes irrt; denn Herr und Frau Turreau seien erst am 21. September von Paris in Nizza angekommen und begaben sich erst von dort aus zur Armee; außerdem sei es aber unwahrscheinlich, daß das Gefecht in der Umgebung des Col di Tenda stattgefunden habe, denn im September sei von diesem Paß nicht mehr die Rede gewesen, so daß das von Napoleon behauptete kleine Ereignis möglicherweise beim Angriff auf die Redoute Union bei Vado, am 26. September stattgefunden habe.

Ich meine, daß uns die Lösung dieses Rätsels nicht schwer fallen dürfte, sofern wir nur, ähnlich wie bei der Analyse neurotischer Selbstvorwürfe, den Affekt des Vorwurfes wohl anerkennend, lediglich den Inhalt desselben — zumal angesichts obiger recht strikter Angaben Kircheisens — in Zweifel ziehen und dergestalt annehmen, der weiter nicht zu leugnende Vorwurfsaffekt gehöre zu einem anderen Inhalte; der angegebene Inhalt sei bloß vorgeschoben, an Stelle eines anderen gesetzt worden. Und welches der richtige Inhalt dieses Selbstvorwurfes war erraten wir unschwer, wenn wir bedenken, daß Napoleon sich darin bezichtigt einer Frau zuliebe etwas Schlechtes begangen zu haben, und anderseits erfahren, daß er ungefähr im Laufe dieses Jahres nicht weniger als mit vier Frauen ehebrecherische Verhältnisse gehabt haben soll (Carteux, Ricord, Saliceti, Turreau); da »blieben freilich einige Leute am Platze!« Und das er, Napoleon, der noch vor drei Jahren im »Discours de Lyon« verlangt, man möge die ehebrecherischen Junggesellen vor der ganzen Gesellschaft anzeigen! »Vous les dénoncerez dès lors à la société entière!«

Er bestraft sich ja tatsächlich, indem er seinen Getreuen eine Schandtat von sich erzählt!

Eine Art Bestätigung dieser Deutung bietet die in der Erzählung enthaltene Wendung, »der Angriff war eine reine Phantasie«, wohl die uns aus Träumen so gut bekannte Anspielung auf die Irrealität des erzählten Inhaltes; ein zarter Wink, ein zwischen den Zeilen Gesagtes!

Dagegen scheinen mir die Worte vom »Mißbrauch der Gewalt« auf den Ursprung seiner Abneigung gegen den Ehebruch, die ihm denselben zum Konflikt gestaltet, nämlich auf den mächtigen Gouverneur de Marbeuf hinzudeuten.

Und zweifellos ist, — wenn auch als ein schon entfernterer Abkömmling, — auf die gleiche Quelle der bei ihm so charakteristische Zug zurückzuführen, daß er stets nach außen hin den Schein seiner eigenen Ehe so sorgsam wahrte, niemals wie seine Vorgänger auf dem französischen Throne eine offizielle Geliebte hatte, sondern stets nur in größter Diskretion und in den geheimen Gemächern der Tuillerien der außerehelichen Liebe huldigte, wo er doch keinen Anstand nahm, seiner Gattin gegenüber offen seine Untreue zur

Schau zu tragen und ihr zuweilen sogar von seinen Abenteuern zu erzählen.

Schließlich wird, wie übrigens selbstverständlich, diese Phantasie geradezu bestimmend für Napoleons Einstellung zum Weibe. Sie schafft die Liebesbedingung der Untreue (Freud) und Lasterhaftigkeit des Weibes; die geliebte Frau muß untreu sein so wie die Mutter es war. Auf dieser Bedingung ruht im Unbewußten Napoleons ein großer Akzent.

Besonders deutlich können wir dies in seinem Verhalten zu seiner ersten Gattin Josephine beobachten. Kaum daß er mit der schönen Kreolin — in die er sich trotz (aber eigentlich wegen) all der Liebesbeziehungen, die man ihr in der ersten Ehe nachsagte und trotzdem (weil) sie die Maitresse von Barras gewesen, außerordentlich heftig verliebte und die er bedenkenlos ehelichte — getraut war, muß er sie verlassen, um als neuernannter Oberkommandant zur italienischen Armee zu stoßen. Von Mailand aus schreibt er ihr stürmische, glühende Liebe atmende Briefe und fleht sie, sie möge zu ihm, den die Sehnsucht verzehrt, kommen. Und als die Undankbare, die inzwischen ganz in den Zerstreuungen des verführerischen Paris aufgeht, zögert, da meint einmal der bedrückte Gatte, dessen Ehe kaum nach Wochen zählt, zu Marmont: meine Frau ist entweder krank oder — untreu.

Nun, sie betrog ihn tatsächlich, zwar noch nicht damals, aber kurze Zeit nachher, als sie, die inzwischen doch nach Mailand gekommen war, nach kurzem Beisammensein allein in dieser Stadt zurückblieb, während Napoleon gegen den Feind nach Verona zog. Da knüpfte sie ein Liebesverhältnis an mit einem unbedeutenden Offizier namens Charles, das bald zum Stadtgespräch wurde; seine Verwandten, die Josephine — la vieille — stets abhold waren, ergriffen gerne diese Gelegenheit und machten Napoleon Andeutungen über ihre Aufführung. In seinen darauffolgenden Briefen an Josephine ist aber kaum eine Spur zu finden, die solche niederschmetternde Enthüllungen sonst zurücklassen. Sie atmen genau dieselbe gewaltige Liebe und dieselbe brennende Sehnsucht wie die früheren; nur hie und da ein Ton der Erbitterung, provoziert durch die offenkundige Gleichgiltigkeit und das Schweigen der Angebeteten.

Ja, als der ruhmgekrönte Sieger nach Mailand zurückeilt, um seiner Vergötterten die herrlichen Erfolge zu Füßen zu legen und die heiß Entbehrte in seine Arme zu schließen, und ihm die Untreue Josephines zur Gewißheit wird an der er nicht mehr zweifeln kann, — da sie mit Charles zusammen in Genua weilt, — da ist er zwar eine Nacht hindurch verstört, klammert sich aber an eine ganz unzureichende Ausrede von ihr, um ihr schon am nächsten Tage zu vergeben und schließt den Brief an sie wie folgt: »ich öffne noch einmal meinen Brief, um dir einen Kuß zu geben . . . oh,

Josephine! Josephine!« und begnügt sich damit, seinen Nebenbuhler Charles unter irgendeinem Vorwande aus der Offiziersliste streichen zu lassen. Einen Wandel in seinen Gefühlen für sie hatte aber diese Untreue Josephines gewiß nicht zur Folge, denn noch ein Jahr darauf lesen wir in einem Briefe Berthiers an Josephine: »Ich bin Ihnen so zugetan, daß ich es sicher sagen würde, wenn Bonaparte auch nur den geringsten Groll auf Sie hätte. Das schwöre ich Ihnen. Nein, er hat nichts gegen Sie! Er liebt Sie, er betet Sie an.«

Aber auch als Josephine zwei Jahre später, während Napoleons ägyptischem Feldzug, sich mit dem nämlichen Mr. Charles im Malmaison ein regelrechtes Idyll einrichtet, wo sie mit ihm Wochen sorglosen Glückes zubringt, was natürlich von den Angehörigen und Freunden Napoleon zugetragen wird, da klagt er zwar darüber in seinen Briefen an Joseph und auch gegenüber seinen Intimen, ja, nach Paris zurückgekehrt, sperrt er sich sogar gegen Josephine ab, um jedoch nach drei Tagen solchen Schmollens sich von den Fürbitten seiner Stiefkinder erweichen zu lassen und ihr, allem Anscheine nach, ganz restlos zu verzeihen. Und daß er sogar ganz kurz darauf dasselbe Malmaison, den Schauplatz des an ihm begangenen krassen Betruges, zu seinem Lieblingsaufenthalt wählt, mag darauf hindeuten, wie glatt er über dieses, für andere oft so tragische Erlebnis hinweggegangen ist. Auch aus seinem ferneren Zusammenleben mit Josephine bekundet uns gar nichts, daß ihre Untreue irgendwelchen tieferen Schatten auf sein Empfinden zu ihr geworfen hätte. Denn daß die ursprüngliche Glut seiner Liebe später schwand, ist eine normale und bei allen Ehen zu beobachtende Erscheinung, wo dieselbe der Innigkeit und Freundschaft den Platz macht. Sonst aber stellen alle Eingeweihten übereinstimmend dieser Ehe das Zeugnis aus, daß sie eine überaus glückliche war und Napoleon ein sehr friedlicher und zufriedener Gatte, der stets und wo immer er gewesen sein mag, seiner Josephine gedachte, sie mit Aufmerksamkeiten und Kostbarkeiten überhäufte, stets wieder und gerne von anderen Frauen zu ihr zurückkehrte und sich in ihrem Besitze glücklich fühlte, wie dies seine Worte an Röderer beweisen: »Wenn ich in meinem häuslichen Leben keine Ruhe und Zufriedenheit fände, wäre ich ein sehr unglücklicher Mann.«

Und angesichts der hier angedeuteten Reaktionsweise halte ich mich für wohl berechtigt anzunehmen, die von Napoleon geprägte Ansicht: »l'adultere n'est pas un phenomène, mais une affaire de canapé; il est tout commun« sei nichts anderes, denn ein Mittel, ein Versuch, um die somit im Unbewußten lustbetonte und geradezu gesuchte Vorstellung durch Herabsetzung ihrer Tragweite und ihre Verallgemeinerung auch für das Bewußtsein, mit dem sie recht inkompatibel ist, erträglich zu machen, und so einem Konflikt vorzubeugen.

Doch, wie gesagt, galt diese unbewußte Forderung bloß der Frau gegenüber die er liebte; wo sein Herz schwieg oder nur ein wenig engagiert war, verlangte er von der Frau unnachsichtig Treue und

Makellosigkeit. So Marie Louise gegenüber, der er kaum jemals ein Gefühl, das Liebe genannt werden könnte, entgegenbrachte, und die er doch — wiewohl angesichts ihrer großen Jugend, ihrer Erziehung und ihrer Temperamentlosigkeit jegliche Anhaltspunkte hiefür fehlten — aufs schärfste überwachte, so daß in deren Gemächer kein Mann ohne seine Erlaubnis Zutritt haben durfte, bei deren Unterrichtsstunden über seine Anordnung stets und ununterbrochen eine Hofdame anwesend war, ebenso wie auch nachts erst das Zimmer einer Hofdame passiert werden mußte, wenn man ins Schlafgemach der Kaiserin gelangen wollte, und der er es brieflich sehr strenge verweist, daß sie Cambacérès im Bette liegend empfangen hatte. Der Kaiser führt als Grund für dieses sein Benehmen an, »die Herrscherin eines großen Reiches müßte vor jedem Verdacht bewahrt bleiben«, und auch die Biographen, verlegen um eine Erklärung, verbleiben dabei.

Uns aber muß dies als Rationalisierung erscheinen, zumal wenn wir bedenken, wie streng er überhaupt in diesem Punkte Frauen gegenüber war, die seinem Herzen ferner standen oder gleichgiltig waren. Hier einige Beispiele nach Gertrud Kircheisen: Er verschloß selbst der Geliebten eines seiner Intimsten, Berthier, der Mme. Visconti, seinen Hof, obgleich sie durch Rang und Geburt ein Recht dazu hatte; ebensowenig durfte Talleyrands Frau bei Hofe erscheinen, nur weil sie vor ihrer Ehe, die Talleyrand übrigens unter dem Drucke des Kaisers schloß, die Geliebte ihres späteren Mannes war. Der großen Agnes Forel wird ein Denkmal verweigert, weil sie die Geliebte eines Königs gewesen war. Und wie schändlich und undankbar hatte sich nicht der Konsul und Kaiser der reizenden und von den Parisern als »Notre Dame de Thermidor« und »Propriété du gouvernement« vielgeliebten Mme. Tallien gegenüber benommen, wiewohl er ihr doch für die seinerzeitige gastliche Aufnahme des völlig mittellosen und destituierten Generals Bonaparte, dem sie sogar eine neue Uniform verschafft hatte, zu Dank verpflichtet war! Keine Rede davon, daß er sie trotz ihrer Jahre hindurch fortgesetzten flehentlichen Bitten je zu Hofe gelassen hätte; aber er hat ja schon vorher Josephine strenge aufgetragen, jeglichen Verkehr mit dieser wohl intimsten Freundin abzubrechen; und als Kaiser duldet er es, ist sogar damit einverstanden, daß Mme. Tallien im offiziellen Polizeibulletin als Dirne bezeichnet wird! Und das alles wegen des allerdings sehr bewegten Liebeslebens dieser sonst ausgezeichneten Frau; und er verbleibt dabei auch nachdem sie geheiratet und ein vorwurfsfreies Leben führt!

Der große Kaiser nimmt auch keinen Anstand, Frau Regnault, deren Boudoir er als »die größte Schande von Paris« bezeichnet, ihrem Gatten anzeigen zu lassen; ja, sogar seinem Bruder Lucian verzeiht er es nie, daß er eine Frau — Jouberthon — geheiratet, die ihm vor der Ehe ein Kind geschenkt, und verlangt beharrlich die Trennung dieser Ehe.

Aber auch einen von diesem Dirnen-(Untreue-)Komplex unzertrennlichen Bestandteil desselben, nämlich die Verachtung der geliebten, untreuen Frau, finden wir bei Napoleon — und zwar gleichfalls verschoben — in starker Ausprägung. Napoleon hat ja auch als Frauenverächter eine gewisse Berühmtheit erlangt; und er war es nicht bloß Frauen gegenüber, deren Leben nicht einwandfrei war, sondern auch solchen, deren Konduite eine tadellose war, die ohnedies Zutritt zu seinem steifen und zurückhaltenden Hofe hatten; mit einem Worte, er verachtete alle Frauen. Während der Hofcour zitterte jede Dame vor ihm, denn er brachte sie durch verletzende, ja direkt brutale Fragen in peinlichste Verwirrung: junge Mädchen frug er, wieviele Kinder sie hätten, in welchem Monate sie guter Hoffnung wären, bei unschönen tadelte er ihre Häßlichkeit; er rügte oft ihre Toiletten und verriet vor aller Welt ihre Abenteuer. Besonders kraß drückt sich diese Verachtung des Weibes in der recht bekannten Episode mit der berühmten Schauspielerin der Comédie Francaise, Mme. Duchesnois, aus, die der erste Konsul zu einem Schäferstündchen in seine geheimen Gemächer beordert, und — da er mit Arbeit beschäftigt — dort allein warten, die Reklamierende sich entkleiden läßt, um dann, nachdem sie mehrere Stunden entblößt und frierend vergeblich auf ihn gewartet, sie einfach und ohne jeglichen Entschuldigungsversuch fortzuschicken.

Und noch so große geistige und intellektuelle Vorzüge einer Frau konnten diese Verachtung nicht mildern; eher waren sie geeignet, eben weil sie diesen Komplex bedrohten, heftigere Abwehr seinerseits zu provozieren. Das Schicksal der von ihm aus Paris verbannten Mme. Stäel, auch der Königin Luise von Preußen und manch anderer, bekunden dies recht deutlich.

»Nur gegen eine war er schwach« — meint Gertrud Kircheisen — »gegen Josephine.« Nun denn, sie erfüllte wohl seine Liebesbedingung der Untreue; und das Verhältnis zu ihr wurde, wie gewöhnlich in solchen Fällen, derart reguliert, daß die im Unbewußten unterschiedlos nebeneinanderliegenden und als solche gar nicht empfundenen gegensätzlichen Regungen, für sein Bewußtsein — das erst die Gegensätze schafft und empfindet — auf andere Frauen verschoben wurden: sowohl die ihm unerläßliche Forderung der Treue als auch die bewußt unerträgliche Verachtung des Liebesobjektes.

Die nachstehende, von sämtlichen Biographen, wie Coston, Chuquet, Fournier, Kircheisen etc. uns berichtete »Absonderlichkeit« des jungen Napoleon, die er während der ganzen Zeit seines Brienner Schulaufenthaltes, somit vom neunten bis zum fünfzehnten Lebensjahre gezeigt haben soll und die ich hier wörtlich nach Chuquet wiedergebe, soll uns einerseits den ungeheueren Affektwert der obigen Phantasie demonstrieren, anderseits aber die Richtigkeit dieser Auffassung belegen:

»Der Vorstand hatte unter die Schüler ein großes Bodenterrain verteilt, das sie ganz nach eigener Weise bearbeiten und bebauen durften. Bonaparte entschied, zwang zwei seiner Kameraden ihm ihren Teil abzutreten, und machte nun aus der Erde, deren Herr er war, einen Garten. Er verwendete das Geld, das er für seine geringen Ausgaben erhielt, zum Ankaufe von Pflöcken, und eine starke Palissade verwehrte den Zutritt zu seiner kleinen Domäne . . . Hier brachte Bonaparte die Erholungszeit mit Lesen oder Träumen zu, und wehe, erzählt ein Kollege, wehe denen, die aus Neugierde, Bosheit oder Scherz es gewagt hätten, ihn in seiner Ruhe zu stören! Er stürzte wütend aus seiner Zurückgezogenheit, um sie herauszudrängen, ohne zurückzuschrecken vor ihrer Anzahl.«

Und im Anschlusse daran eine gleichfalls überall und übereinstimmend notierte Szene, die ich nach Kircheisen zitiere:

»Im letzten Jahre seines Aufenthaltes in Brienne lieferte er ein Beispiel seiner egoistischen Wut, wobei er alles Leid anderer vergaß, weil ein unvorhergesehener Zufall seine Neigungen störte. Alljährlich feierte man nämlich in der Anstalt zu Ehren des Königs den heiligen Ludwigstag. Den Schülern war an diesem Tage die denkbar größte Freiheit gelassen. Das Höchste aber war, daß jeder Zögling, der das vierzehnte Lebensjahr erreicht hatte, eine gewisse Menge Schießpulver zur Verfügung bekam. Es war für das schon viele Tage vorher bereitete Feuerwerk bestimmt . . . Alle waren überglücklich und wochenlang vor dem Feste in fieberhafter Aufregung und Erwartung. Es befremdete, daß der junge Bonaparte, der den Ludwigstag zum letztenmale mit seinen Schülern gemeinsam feiern sollte, sich mürrischer und unnahbarer als gewöhnlich zeigte. Er kam den ganzen Tag nicht aus seinem Versteck hervor, eifrig und ernst über seine Bücher und Atlanten gebeugt. Mochte er, der künftige Republikaner, schon damals nicht an einem Feste zu Ehren des Königs teilnehmen? Oder war es nur Laune? Man weiß über Napoleons damaliges Empfinden in dieser Hinsicht nichts, jedenfalls zeigte er sich aus irgendeinem Grunde gegen den allgemein herrschenden Jubel ablehnend.

Im Nebengarten hatte sein Nachbar einen selbstkonstruierten Feuerwerkskörper aufgestellt, den er abends vor einigen seiner Freunde zur Explosion bringen wollte. Gegen neun Uhr kamen die Knaben in dem Gärtchen zusammen und umstanden bewundernd das Werk ihres Kameraden. Plötzlich gab es einen fürchterlichen Knall: einige Funken waren in das unvorsichtigerweise offenstehende Pulverkästchen geflogen. Die Panik unter den jungen Leuten war groß. Alle suchten sich so schnell wie möglich zu retten . . . In ihrem Ungestüm kletterten manche Knaben die Bretterwand hinauf, die Napoleons Garten von dem des Nachbars trennte und rissen dabei ein paar Bretter der wenig standhaften Wand um. Dies gewahrend, stürzte Napoleon mit einer Hacke be-

waffnet, schäumend vor Wut und Aufregung . . . auf die Ruhestörer zu und trieb sie alle ohne Erbarmen gegen die Brandstätte zurück. Was kümmerte ihn das Unglück seiner Mitschüler? Nur der Gedanke, daß man ihn aus seinen Studien gerissen, daß man sein Heiligtum verletzt hatte, beschäftigte ihn!«

Welch eine ungeheuer ausdrucksvolle Symptomhandlung, die wohl für jeden, der sehen will, eine sehr beredte Sprache spricht; braucht man sie ja doch bloß ihrer so leicht symbolischen Gewandung zu entkleiden, um zu erfahren, daß sie uns ganz dasselbe sagt, wie das »attaquer la patrie avec les étrangers« oder das »il a concouru à la réunion à la France«, nämlich, daß man niemand Fremden zur Mutter zulassen darf, sondern sie ganz, ganz, ganz allein besitzen soll!!

Und um selbst sehr skeptische Leser vollends und unwiderleglich von der Berechtigung und Richtigkeit dieser symbolischen Auffassung zu überzeugen, sei hier auf eine Stelle im Werke von F. Müller-Lyer: »Phasen der Liebe« (bei Albert Langen, München) hingewiesen, wo es heißt (p. 24): »Dem Manne gehören die Kinder der Frau, auch wenn sie von jemand anderem erzeugt worden sind, denn die Frau gehört ihm, gerade etwa (um einen Vergleich Napoleons zu gebrauchen), wie alles, das in einem Garten wächst, dem Besitzer des Gartens gehört« — sowie daß Napoleon seine Stiefkinder, Hortense und Eugène Beauharnais, als Früchte der Josephine ansah. (Masson: Napoleon et sa famille, Bd. I, p. 142: il continue a envisager Hortense et Eugène comme fruits de Joséphine [im Original italica]).

* * *

Auch das Befremden über das besonders mürrische und unnahbare Verhalten und Benehmen Napoleons bei dieser Gelegenheit, das sowohl seiner damaligen Umgebung als auch, wie man sieht, noch seinen heutigen Biographen ganz rätselhaft erscheint, schwindet, wenn man sich nur erinnert, daß es sich damals um das Namensfest des Königs gehandelt hat, daß König, Kaiser und jegliche Autorität überhaupt, ein ganz typisches Symbol des Vaters ist, daß überdies die Wirkung dieser typischen Symbolik in diesem Falle noch dadurch außerordentlich verstärkt worden sein mag, daß es bei dieser Feier, wie Chuquet berichtet, über dem Hauptportal ein großes Transparent gegeben habe, darstellend Ludwig XVI. auf die Gerechtigkeit und Wahrheit gestützt, und darunter die Inschrift: A Louis XVI., notre père. Dergestalt wird uns dies so ganz besonders auffallende Benehmen Napoleons an diesem Tage zum Anzeichen seiner ablehnenden und feindseligen Gesinnung seinem Vater gegenüber, deren eines wir bereits im obigen Vorwurf besitzen.

Das sind aber auch nicht die einzigen, denn in seinen Schriften wie auch in seinen Briefen befinden sich weitere und recht beredte

Belege für diese seine Einstellung. Ich erinnere hier z. B. an die früher aus dem »Discours de Lyon« zitierte Stelle, die so kraß bei Napoleon die libidinöse Verschiebung von der Mutter auf die Erde und auf den Besitz derselben zum Ausdruck brachte. Er läßt nun in Verfolgung dieser Schilderung den entrechteten und verbitterten jungen Mann zu seinem Vater flüchten, der ihm Trost und Hilfe spendet und ihn beruhigt. Derselbe Vater ist es aber zugleich, von dem er an einer anderen Stelle dieses Bildes sagt: »Mein Vater ruft mich vom Schoße des Jenseits« (und Napoleons Vater war schon mehrere Jahre tot), der ihn aufs Nachdrücklichste und Eindringlichste vor der Besitzgier und dem Streben nach zu großem Besitz, der stets nur Unglück bringe, warnt, und ihm zuruft: »Lasse dich niemals verleiten durch Besitzgier noch durch ungebändigte Leidenschaft« (ne vous laissez jamais séduire par la cupidité ni par la passion violente). Und wenn wir gar lesen, daß der junge Mann, »wenn seine Seele zugänglich wird dem Schmerz oder der ungeregelten Begierde«, sich an die verehrte Asche seines Vaters wendet, um sich dort wieder mit seinen Pflichten und seiner Einfachheit abzufinden, und die Phantasie ihres symbolischen Inhaltes entkleiden; sehen wir da nicht Napoleon eigentlich gegen ein aus unvordenklichen Zeiten stammendes Verbot des Vaters gegen das inzestuöse Verlangen nach der Mutter ankämpfen?

Über den Eindruck, den der Tod seines Vaters (24. Februar 1785) auf Napoleon machte, lesen wir bei Masson: »Der Tod seines Vaters hat Napoleon keinen solchen Schmerz verursacht, dem er in Tränen hätte einen Ablauf geben müssen. Das ist gut für Weiber. Er nimmt es hin wie ein Mann, wie ein Soldat, der er bereits ist. In der frühen Kindheit hat er wenig mit dem Vater gelebt, innerhalb sechs Jahren hat er ihn einmal und nur während einer Stunde gesehen. Da kann er doch für ihn keine Zärtlichkeit empfinden, die sich vor allem durch Gewöhnung und tägliche Eindrücke heranbildet.«

Die Beileidschreiben, die Napoleon aus diesem Anlasse sowohl an Onkel Lucian als auch an die Mutter richtet, finden fast alle Biographen auffallend und Chuquet z. B. äußert über dieselben: »Der Schmerz Napoleons war außerordentlich, als er vom Tode des Vaters erfuhr. Derselbe drückt sich in seinen Briefen nicht mit soviel Natürlichkeit und Lebhaftigkeit aus, als man es verlangen würde. Der Ton ist ein würdiger, aber ein wenig kühl, zeremoniell, feierlich. In diesen von einem sechzehnjährigen Kinde geschriebenen Zeilen ist zuviel Sorge und Mache (. . . trop de soin et d'apprêt)«.

Und noch siebzehn Jahre später sehen wir Spuren dieser Einstellung, als nämlich im Jahre 1802 der erste Konsul das Ersuchen und den Beschluß des Munizipalrates von Montpellier zurückweist, seinem auf der Durchreise in dieser Stadt verstorbenen Vater, dem die Welt den großen Sohn verdankt, ein Denkmal

stellen zu dürfen. Er tut es mit nachfolgender seichter Begründung: »Lassen wir das; stören wir nicht den Frieden der Toten; lassen wir ihre Asche in Ruhe. Ich verlor doch auch meinen Großvater, meinen Urgroßvater; warum tat man denn nichts für diese? Das führt zu weit.«

Derselbe Grund der Ablehnung des Vaters ist es offenbar auch, der Louis Bonaparte die Leiche des Vaters ohne Wissen des Bruders exhumieren und nach St. Lieu bringen läßt, woselbst er ihm ein Grabmal setzen läßt.

Indessen nicht minder groß wie die Ablehnung ist auch seine Liebe für den Vater; sie ist so intensiv, daß sie ihn stellenweise dahinbringt, sein psychisches Ich aufzugeben, um sich ganz eins mit dem Vater zu fühlen, mit ihm zu identifizieren, Vater zu sein. Und wer da sehen will, wie sehr Napoleon Vater war, der lese z. B. die Briefe, die der Fünfzehnjährige in Angelegenheit seines älteren Bruders Joseph an den Vater und an den Onkel Paravicini schreibt. Mit welcher Liebe, Sorgfalt, Gründlichkeit und Genauigkeit erörtert da der Knabe diese Frage. »Welcher Vorteil für die Familie«, das ist seine Parole.

Nachdem der Vater gestorben, da »hat er den einzigen Wunsch, bald etwas zu verdienen, um die Seinigen unterstützen zu können«, meint Kircheisen. Und als Sekondleutnant in Valence und auf seinem ersten Urlaub, wie wird da der kaum Siebzehnjährige von der Sorge um die Seinigen bedrückt, über deren recht trostlose Lage er stets durch Joseph unterrichtet ist. Weder jetzt noch später erwägt er auch nur einen Augenblick, daß er doch der Zweitgeborene ist und daß eigentlich dem älteren Joseph die Rolle der Stütze der Familie zukommt, sondern ladet sich mit einer sehr vielsagenden Selbstverständlichkeit die mannigfaltigsten und recht lästigen Familiensorgen auf. Er interveniert im geistlichen Seminar zu Aix zugunsten Lucians; verlängert seinen Urlaub in Ajaccio, damit seine Bezüge den Seinigen zugute kommen; hier in Ajaccio macht er allerlei Anstrengungen wegen der inzwischen eingestellten Dotation der Maulbeerbaumschule, fährt auch speziell in dieser Angelegenheit nach Paris, wo er bei den maßgebenden Faktoren vorstellig wird. »Um zu seinem Rechte zu gelangen, ließ er nichts unversucht und zeigte in dieser Hinsicht dieselbe Zähigkeit und dieselbe Ausdauer wie der Vater«, meint Kircheisen, und »so schnell und kurz ließ er sich nicht abfertigen, dazu war er viel zu sehr der Sohn Carlos«. Er verteidigt so die Interessen seiner Familie, daß er doch einen Teilerfolg erringt. Aber nicht genug daran; er wendet sich nach Versailles, erwirkt beim Finanzminister Brienne eine Audienz und bringt demselben das Anliegen betreffs einer Freistelle für Lucian vor. Man bedenke: kaum siebzehnjährig!! Und von Ajaccio zurückgekehrt, sehen wir ihn wacker der Mutter beistehen, er schreibt für sie allerlei Gesuche, ist »ihr Berater und Dolmetsch bei den Behörden und gibt sich die redlichste Mühe, das Los der Mutter zu erleichtern«.

Und wie sehr er sich Vater fühlte und von seinen Geschwistern auch als solcher empfunden wurde, dafür legen gerade diese das beste Zeugnis ab. So meint Joseph: »Wenn Napoleon sprach, da mußte man sich beugen, und wir alle fügten uns«; während Lucian in seinen Memoiren bemerkt: »Er war unwillig über die geringste Bemerkung und fuhr auf beim geringsten Widerstand. Selbst Joseph wagte es nicht, seinem Bruder zu antworten.« Und ganz deutlich drückt es seine Schwester Marianne Elisa aus, als sie, Entlassung aus St. Cyr erbittend, in ihrem Gesuche schreibt: ». . . da ich nie einen anderen Vater als meinen Bruder kannte . . .«

Als blutarmer Leutnant in Auxonnes zögert er keinen Augenblick, seinen kleinen Bruder Louis, den späteren König von Holland, für den ein Freiplatz nicht zu erhalten war, zu sich zu nehmen; er erhält ihn aus seinem kargen Leutnantssold unter den empfindlichsten Opfern für seine eigene Person, unterrichtet und erzieht ihn sehr sorgsam und ist stolz auf seine Entwicklung, wie es nur ein Vater auf sein Kind sein kann, denn er schreibt: »er wird sicher der Beste von uns Vieren werden!«

Nach der Flucht aus Korsika ist er es, der Hauptmann Bonaparte, der seine fast aller Mittel entblößte Familie ganz aus Eigenem erhält, obzwar er es sehr knapp hat mit dem Gelde. Und als er bald darauf, als — wegen seiner Weigerung von der Artillerie zur Infanterie transferiert zu werden — von der Offiziersliste gestrichener General, nahezu völlig subsistenzlos, maßlos verbittert, gänzlich verzweifelt und lebensüberdrüssig in Paris herumirrt, da denkt er noch immer an das Wohl der Seinigen. Wie hoffnungslos und unglücklich er sich da auch fühlt, »aber wo es sich um seine Familie handelt — schreibt Masson — ist er ganz anders; da ist keine Mühe für ihn zu groß und nichts ist ihm zu beschwerlich. Und er legt in diesen Tagen so zahlreiche Beweise seiner Ergebenheit für die Seinigen ab, daß ein Zweifel an der Lebhaftigkeit, Tiefe und Stärke seiner Gefühle unmöglich ist«. Und ich kann Masson nur beistimmen, wenn er diese Fürsorge Napoleons als eine »väterliche« bezeichnet; denn nur das intensivste Vaterschaftsgefühl konnte ihm an Joseph die Worte diktieren: »Du weißt es, ich lebe nur durch die Freude, die ich den Meinigen bereite. Wenn meine Hoffnungen von dem Glück unterstützt werden, das mich in meinen Unternehmungen niemals verläßt, so werde ich Euch glücklich machen und Eure Wünsche erfüllen können.«

Aber auch zu Zeiten seines Aufstieges — nach dem dreizehnten Vendémiaire — hören die Seinigen nicht auf, Gegenstand seiner liebevollsten Fürsorge zu sein, ja, da sind sie es erst recht. Der mit Arbeit überbürdete Kommandant der Armee des Innern, der ohnehin jeden Monat seiner Familie bedeutende Geldbeträge zukommen läßt, findet stets die Zeit, um den einzelnen Mitgliedern derselben die Wege zu ebnen und einen guten Lebensweg zu sichern. Bald beschafft er dem Joseph nützliche Empfehlungen, bald

dem Lucian eine vorteilhafte Anstellung, befaßt sich mit der Offizierskarriere von Louis, unterbringt den kleinen Jerôme in einer Pariser Pension und bekümmert sich um seinen Studienfortgang. Er kennzeichnet wohl selber am besten diese seine Tätigkeit, wenn er schreibt: »ich kann ja nicht mehr machen, als ich schon tue für alle.« Hiezu Masson: »um den Seinigen dienlich zu sein, entfaltet er eine Beflissenheit, eine Geduld und einen Willen, die geradezu erstaunlich wären, wenn man ihn nicht schon früher am Werke gesehen hätte, wenn man nicht wüßte, daß er schon seit dem Tode des Vaters für sie diese Anstrengungen machte.«

Indessen bürdet er sich nicht bloß die Pflichten eines Vaters auf, denn er beansprucht für sich auch das Recht eines solchen, über die Geschicke seiner Geschwister zu entscheiden, und erstreckt seine Forderung sogar auf das intimste und privateste Gebiet, auf ihr Liebes- und Eheleben, wie uns die Geschichte der Ehen von Marianne Elisa, von Jerôme und vor allem von Lucian beweist. Nicht minder instruktiv ist auch seine briefliche Mahnung an Pauline, die nach ihrer Verheiratung mit Borghese nicht sonderlich zufrieden ist mit Rom, und nicht übel Lust hätte, diese Stadt und ihren Mann gegen Paris zu vertauschen: »Liebe Deinen Mann und seine Familie«, — schreibt ihr Napoleon — »sei entgegenkommend und gewöhne Dich an die Stadt Rom und merke Dir wohl, daß, falls Du in dem Alter, in dem Du Dich befindest, schlechte Ratschläge befolgen solltest, Du auf mich nicht mehr rechnen kannst. Und was Paris anlangt, so kannst Du sicher sein, daß Du hier keine Stütze finden wirst, und daß ich Dich niemals empfangen würde, es sei denn mit Deinem Manne.« Indessen, meint Masson, er ist nicht so schlecht wie er sich hier macht, denn gleichzeitig richtet er in derselben Angelegenheit einen Brief an Onkel Fesch, voll voraussehender und zärtlicher Fürsorge. Ganz wie ein Vater, bei dem man — wie derselbe Autor meint — »in der Zärtlichkeit gegenüber den Seinigen, in der unauthörlichen Nachsicht, die er ihren schwersten Fehlern entgegenbringt, in den Illusionen, die er sich über sie macht, in seinem Eifer, sie auf die höchsten Stellen zu bringen, ohne daß er hiebei etwas anderes berücksichtigen würde, als die Bande des Blutes die sie einigen, — ebenso einen schwachen Punkt seines Verstandes wie einen bezaubernden Zug seines Herzens herausfühlt.«

Und wie enorm in ihm diese Vaterschaft für die Seinigen vibrierte bewies er auch, als er, mitten im fürchterlichen Ungemach seines welterschütternden Zusammenbruches, und kaum daß er in Fontainebleau die Abdankungsurkunde unterschrieben, zu Coulaincourt sagte: »Verschafft meiner Familie, daß sie wovon zu leben haben, das ist alles, was ich brauche.«

Unter allen seinen Vorgängern auf dem französischen Throne, aber auch unter den sonstigen Gestalten der Weltgeschichte, gab

es wohl kaum eine, der Kaiser Napoleon auch nur annähernd eine derartige Vorliebe und Verehrung entgegengebracht hätte, wie Charlemagne.

Bei jeder Gelegenheit ruft er die Erinnerung an ihn wach, dediziert ihm das großartige Monument, das für den Vendômeplatz in Aussicht genommen war, errichtet ihm eine Statue in Aachen und bringt den Reliquien Karls daselbst eine ganz besondere Verehrung dar.

Karl d. Gr. wählt er sich zum Muster und zum Vorbild, im großen und im kleinen. Denn nicht nur, daß er vom Papst und nur vom Papst, gerade wie Karl d. Gr. seine Investitur verlangt, aber selbt das Kostüm für die Salbungszeremonie Napoleons wird nach dem Ornat Karl d. Gr. entworfen, und der Kaiser wählt auch das Wappenschild, welches man Karl d. Gr. zuschreibt, zum seinigen; am Krönungstage werden auch die alten kaiserlichen Insignien, Krone, Zepter und Schwert getragen. Aber auch den größten Teil der Titel, mit denen Kaiser Napoleon die Großwürdenträger schmückt, entnimmt er dem heiligen römischen Reiche Karl d. Gr.

Wie Karl d. Gr. hat Napoleon seine Herzöge und seine Grafen; und wenn er Barone und Ritter einführt, so geschieht es nur, weil diese Titel im heiligen römischen Reich vorkommen. Wenn er endlich den Söhnen, welche er zu haben hoffte, selbst ehe er noch seine zweite Ehe geschlossen hatte, mit Senatsbeschluß vom 17. Februar 1810 die Titel und Ehrenbezeigungen eines Königs von Rom beilegt, welchen Beweises bedarf es da noch, um zu zeigen, wie die Erinnerungen an Karl d. Gr. und sein Reich ihn unablässig in Anspruch nehmen?

Er träumt von einer vollkommenen Identifizierung seines Reiches mit dem Karls.

Ja, noch mehr! Napoleon bezeichnet sich wiederholt als Karl d. Gr., so wenn er sagt: »Ich bin Charlemagne, weil ich wie er meine Krone von Frankreich mit der der Lombardei vereinigt trage und mein Reich an den Orient grenzt«, oder wenn er an seinen Gesandten in Rom, Kardinal Fesch, schreibt: »Sagen Sie, daß ich Charlemagne bin, Ihr Kaiser, und daß ich als solcher behandelt sein will!«

Masson, dessen Werk »Napoleon I. zu Hause« obige Details fast in wörtlicher Anführung entnommen sind, erklärt diese Einstellung Napoleons aus seinem Streben, das durch ihn repräsentierte Autoritätsprinzip, welches der natürlichsten und mächtigsten Stütze, nämlich einer Reihe seiner Vorfahren auf dem Throne, entbehrte, zu stärken und tunlichst zur Geltung zu bringen. In diesem Streben habe er sich Charlemagne zum Muster und Beispiel genommen, weil ihn mit demselben viel Ähnlichkeit in den Schicksalen verbunden habe. Denn ebenso wie der gleichfalls nicht erbberechtigte Charlemagne war auch Napoleon Gründer einer neuen Dynastie und wurde, wie jener, von einer ganzen Nation gewählt; auch er

hat seine Augen auf Italien geheftet, das er zweimal erobert hat, auch er hält sein Reich für unvollkommen, wenn er nicht mit seiner Herrschaft über die Franzosen auch die über die Völker der hispanischen Halbinsel verbindet. Auch er habe die Deutschen des Ostens in der Erhebung gegen das Prinzip gesehen das er vertritt, und seine Paladine haben mit ihm die Empörung unterdrückt. Und darum habe er sich entschlossen, die vierte Dynastie mit der zweiten zu verbinden, und deshalb habe er gerade Charlemagne zu seinem »erhabenen Vorgänger« gemacht.

So weit Masson. Wir aber, denen die oft so krausen, geradezu bei den Haaren herbeigezogenen, ja direkt läppisch anmutenden und der entferntesten Möglichkeiten, vor allem aber der oberflächlichsten Klangähnlichkeiten sich bedienenden Ausdrucksweisen des Unbewußten wohl bekannt und glaubhaft sind, möchten hier darauf verweisen, daß der Vater Napoleons — Charles Marie hieß, und hiebei unserer Überzeugung Ausdruck verleihen, daß die so intensive Identifikation Napoleons mit Charlemagne gewiß nicht in Gänze der bewußten Denkarbeit bei Napoleon zugeschrieben werden darf, sondern daß sie zumindest in sehr hohem Grade auf dem Wege jener Namenähnlichkeit von der unbewußten Identifizierung mit seinem Vater abgeleitet wurde.

Und als Beleg führe ich das Exposé zu dem angeführten Senatsbeschluß an, worin es heißt:

»Napoleon versagte es sich, in den ersten Tagen seines Ruhmes in Rom als Sieger einzuziehen. Er behält sich vor, dort als Vater aufzutreten. Er will sich auch dort zum zweitenmal die Krone Karl d. Gr. auf das Haupt setzen lassen!«

Ist doch für die Kinderpsyche — die dann im Unbewußten fortlebt — der Vater nicht bloß Kaiser und König; er ist auch stets »der Große«!!

III.

Wir haben im voranstehenden die psychische Situation des jungen Bonaparte bis zu dem hier abgehandelten Zeitabschnitte geschildert, bestehend in einer außerordentlich starken Fixierung an die Mutter und der entsprechenden, konträr entgegengesetzte Regungen, nämlich Liebe und Haß in sich bergenden, uns als sogenannte Ambivalenz aus der Neurosenpsychologie so wohlbekannten Einstellung zum Vater.

In dieser psychischen Situation Napoleons erblicken wir das dispositionelle Moment für allerlei Möglichkeiten, so daß sich aus derselben bei versagender Wirklichkeit ebenso eine recht schwere Neurose, wie bei entgegenkommender sehr hochwertige Sublimierungsprodukte entwickeln konnten.

Das beweist unter anderem auch die Tatsache, daß bei der ungeheuren Belastung, unter der Napoleons Seele gemäß unseren

Ausführungen stand, Ansätze zu einer Neurose vorhanden waren. Denn nahezu übereinstimmend entwerfen die Biographen Schilderungen vom jungen Napoleon, die den Eingeweihten kaum anders als die einer Kindheits- und Pubertätsneurose anmuten. Coston z. B. hebt hervor, Napoleon sei schon in der Schule zu Autun düster und nachdenklich gewesen, habe sich mit niemandem unterhalten und sei einsam herumgegangen, und Jung entwirft aus der gleichen Zeit folgendes Bild von ihm: »Welch ein Kind! Das ist doch ein Wilder, ein Triebmensch, mit seinem bleichen Gesicht, mit dem steifen Haar, der kleinen Gestalt und dem schlechten Aussehen«, und bemerkt dann, »einsam war er, einsam ist er, einsam wird er bleiben.«

Und dieses in sich gekehrte, völlig asoziale Wesen, das die Autoren mit des Knaben Sehnsucht nach der korsischen Heimat erklären, und das auch Napoleon selbst später anerkannte mit der Bemerkung, er sei »immer melancholisch« gewesen, potenziert sich noch im Laufe seines Aufenthaltes in Brienne. Einmal hier zu einer empfindlichen Strafe verurteilt — er sollte das Mittagmahl kniend auf der Schwelle des Refektorium und in ein härenes Gewand gekleidet einnehmen — entzieht er sich der Strafe dadurch, daß er bei Antritt derselben einen gewaltigen Nervenanfall und Erbrechen bekommt.

Übereinstimmend wird von den Autoren das aparte und vom normalen völlig abweichende, finstere, scheue und verschlossene Wesen des in der Vorpubertät befindlichen Bonaparte hervorgehoben, desgleichen seine Tendenz sich zu isolieren und demzufolge seine Unbeliebtheit bei den Kameraden, die Napoleon übrigens selbst zugab mit den Worten: »mes camerades ne m'aimaient guère«. Und in seiner Schilderung Napoleons aus dieser Periode spricht Chuquet direkt von seinen »nervös zusammengepreßten Lippen« und von den »Anfällen von Wut und Raserei«, während der unter den Biographen wohl mit der größten Intuition begabte Jung für dieses so abnorme Wesen des etwa vierzehnjährigen Napoleon verantwortlich macht »das Ungestüm der Gedanken, . . . die in diesem Jünglingsgehirn brodelten«. Chuquet betont noch ein Jahr später — in der Pariser Militärschule — die Introversion bei Napoleon mit den Worten »il est toujours entier dans ses idées«. Und mit einer vollkommenen Klarheit diagnostiziert der scharfsinnige Jung den Anlauf zur Neurose, als er von dem auf seinem ersten Urlaub auf Korsika weilenden und die Seinigen mit von Rousseau und Voltaire entlehnten Tiraden beunruhigenden Leutnant Bonaparte meint, er habe mit denselben bloß beim alten, dem Korsentum treu gebliebenen Onkel Anklang gefunden, während die nüchterne Mutter sie leidenschaftslos anhörte, denn »sie hielt ihren Sohn für krank. Er war ja auch tatsächlich moralisch krank. Ein nervöses Fieber durchwühlte ihn«.

Wiewohl nun auch in Napoleons späterem Leben so manche, wenn auch vereinzelte so doch direkt neurotisch ansprechende Züge

gleichfalls zu finden sind, so wollen wir uns doch mit dem angeführten Material begnügen, das wohl unsere frühere Behauptung von der bei so hochgradiger psychischer Spannung gleichfalls vorhandenen Möglichkeit der Entstehung einer Neurose vollauf stützt und bekräftigt.

Und bei aller noch so exorbitanten Bewertung von Napoleons zweifellos exzeptioneller Libido, ist es, unserer Ansicht nach, an den Bedingungen der damaligen Napoleon umgebenden Wirklichkeit gelegen gewesen, daß hier die Bildung einer völlig unproduktiven und wahrscheinlich zerstörenden Neurose eingedämmt und hintangehalten und aus dem gleichen Material ein reales Schicksal gestaltet wurde, wie es großartiger, reichhaltiger und produktiver nicht bloß die Annalen der Geschichte nicht kennen, sondern auch die Phantasie kaum ersinnen könnte.

Durch diese Auffassung setzen wir uns zwar in einen Widerspruch mit dem gestürzten Kaiser, der auf St. Helena in einer Anwandlung von allzu großer, den Beitrag seiner Persönlichkeit ganz übersehenden Bescheidenheit meinte: »nichts war einfacher als meine Erhebung, . . . sie lag in dem eigentümlichen Charakter der Zeit, . . . ich bin das Produkt der Zeitumstände«; wohl aber wissen wir uns da im Einklange mit manchem der Biographen, wie z. B. F. Kircheisen, der meint, »die Zeit, in der Napoleon lebte, war seinem Genie behilflich«, und »seine außerordentlichen Fähigkeiten konnten sich nur in einer Umgebung wie der der Revolution entwickeln«; nur daß wir uns mit der bloßen Konstatierung dieser Beeinflussung nicht bescheiden, sondern bestrebt sind klarzulegen, warum dieselbe überhaupt stattgefunden hat, ja sogar, warum sie stattfinden und nach einer ganz bestimmten Richtung sich geltend machen mußte.

Jedem, der mit der dynamischen Arbeitsweise unseres seelischen Apparates vertraut ist, scheint es selbstverständlich, daß bei der ambivalenten Einstellung die beiden miteinander ringenden Strömungen in einem Liebesobjekte nur so lange vereinigt werden können, als die negative durch die Liebe noch erfolgreich gebunden werden kann. Ist dies nicht mehr der Fall, dann kommt es zu einer Vervielfältigung des Objektes, von dem dann, unter Mengung der beiden Libidokomponenten in ganz verschiedenen Verhältnissen, ganze Reihen — bald mit überwiegender positiver, bald aber negativer Färbung — gebildet werden.

Und eben dieser Vorgang ist bei Napoleon — dessen enorme Libido einen Ausgleich im Rahmen der Einheitlichkeit vielleicht besonders erschwerte — ganz deutlich zu beobachten; dies ist auch die für das Verständnis unserer Probleme in Betracht kommende psychische Grundsituation.

Denn auch bei ihm finden wir eine ganze Vaterreihe vor, um nur vorderhand außer Charles Bonaparte noch Marbeuf und Paoli

zu nennen, und sehen ihn gegen diese Abspaltungen der Vaterimago naturgemäß genau so ambivalent eingestellt, wie gegen das Original.

Dem Verhältnisse zu Paoli wird weiter unten eine gesonderte Besprechung gewidmet; hier sei bloß darauf hingewiesen, daß Napoleon auch Marbeuf gegenüber nicht bloß von dem analytisch erschlossenen Haß erfüllt ist, sondern daß es auch an Anzeichen von einer gewissen Anhänglichkeit nicht mangelt. Wir haben ja schon einer solchen recht deutlichen Kundgebung Napoleons Erwähnung getan (s. p. 349), und möchten hier noch darauf hinweisen, was Chuquet hervorhebt, daß Napoleon, der in seinen Jugendschriften so schonungslos gegen die Korsika vor der Autonomieverleihung verwaltenden französischen Generäle ins Feld zieht, niemals unter denselben Marbeufs Erwähnung tat, und sich mit der Nennung anderer wie z. B. Narbonne Fritzlar oder Sionville begnügt, obwohl gerade Marbeuf sogar auf einer öffentlichen Gedenktafel als »Tyrann des stöhnenden Korsika« bezeichnet wurde.

Doch ist mit den genannten Gestalten die Vaterreihe bei Napoleon nicht erschöpft; denn wie uns bereits die so bedeutsame Symptomhandlung in der Brienner Schule bekundet hat, finden wir in derselben auch den König, diesen entwicklungsgeschichtlich den Menschenseelen tiefst eingeprägten Vater.

Bei allen Biographen gilt Bonaparte in dieser Periode seines Lebens als ganz überzeugter, ja als fanatischer Republikaner; und das Zeugnis der Charlotte Robespierre, die ihn sogar als »Montagnard« bezeichnet, vorher noch aber seine Valencer Gespräche mit Sucy und Montalivet, vor allem aber seine Jugendschriften, in denen sich dieser königliche Offizier als erbitterter Feind und Hasser des Königtums kundgibt, lassen tatsächlich nicht den geringsten Zweifel daran. So z. B. wenn er die »Dissertation sur l'autorité royale« mit der Bemerkung einleitet: »Dieses Werk wird mit allgemeinen Gedanken darüber beginnen, wie die Bezeichnung ‚König' in den Vorstellungen der Menschen entstanden und gewachsen ist. Hierauf wird in die Einzelheiten der usurpierten Gewalt eingegangen, deren sich die Könige in den zwölf Monarchien Europas heute erfreuen. Es gibt nur äußerst wenige unter ihnen, die es nicht verdient hätten, abgesetzt zu werden.« Oder im »Discours de Lyon«: »Man weiß zur Genüge, wie die Könige immer egoistisch waren; sie glaubten in ihnen wäre ihr Volk, ihre Nation etc.«

Über den Ursprung, die Quelle und die Beschaffenheit dieses Königshasses finden wir im Traktat »Sur l'amour de la Patrie« einen bezeichnenden und für den Analytiker nicht uninteressanten Hinweis, dort nämlich, wo der Syrakusaner Dion als Muster einer wahren und echten Vaterlandsliebe angeführt wird. Es geschieht zuerst mit den Worten: »Dion besaß ein großes Vermögen, war von vornehmem Geschlecht und genoß eine verdiente Hoch-

achtung. Was fehlte ihm denn zu seinem Glücke? Ihr schwächlichen Seelen, ihr könnt nicht erraten und ihr wagt zu sprechen? Sein Vaterland ist Sklave eines Tyrannen, den er liebt und achtet, aber doch eines Tyrannen.« Und daß mein Rückschluß, es spiegle sich in dieser Stelle ganz deutlich Napoleons Verhältnis zum Vater, kein willkürlicher ist, daß auch für Napoleon selbst die Analogie zu durchsichtig geworden und die unbewußte Strömung zu sehr an die Oberfläche gedrungen sein mag, dafür spricht, daß er diesen, wie man sieht, in Form und Inhalt korrekten und geschichtlich getreuen Passus ohne jede Nötigung durchgestrichen und durch einen anderen ersetzt hat, in dem mit keinem Worte mehr der Verwandtschaft, Liebe oder Achtung Dions für Dionysos Erwähnung getan wird. Es ist dies in der Massonschen Ausgabe die zweitgrößte durchstrichene Stelle.

Haben wir nun dergestalt für das Ersatzverhältnis Vater—König auch bei Napoleon sichere Anhaltspunkte gewonnen, so muß ganz besonders hervorgehoben werden, daß gerade hier in diesem Punkte die von uns oben postulierte günstige Wechselbeziehung zwischen Napoleons Phantasie und der Wirklichkeit, die selten genaue Kongruenz dieser beiden das Schicksal gestaltenden Faktoren, mit besonderer Klarheit zu beobachten ist.

Fiel doch Napoleons Jugend mit der großen Revolution zusammen, dieser einzigartigen Bewegung, in der der stammesgeschichtliche Haß gegen den Vater entfesselt war wie kaum je zuvor, und die Menschenseelen völlig in seinem Banne hielt. F. Müller-Lyer[1] weist ja von ganz anderen, rein soziologischen Gesichtspunkten nach, welch kolossale Bresche gerade durch diese Revolution in die bis dahin ehern dastehende Stellung des Vaters geschlagen wurde.

Durch diese allgemeine gegen den Vater gerichtete Bewegung wird nun einerseits auch Napoleons Vaterkomplex mächtig entfacht, in starke Schwingungen versetzt und neu belebt; anderseits aber erhält bei ihm infolge der allgemeinen Libidozuwendung das schattenhafte Symbol Fleisch und Blut und wird zur lebendigen Wirklichkeit, die nun auch von Napoleon mit seiner bis nun so unproduktiv, ja zerstörend am Vater fixierten Libido, im reichsten Ausmaße besetzt wird.

Zum Beweise hiefür führen wir an, daß er sich zum König ebenso ambivalent stellte wie zum Vater (und zu Marbeuf), daß er somit bloß mit halber Seele Revolutionär und Königsstürzer, mit der anderen aber der Revolution abhold und dem König geneigt war. Denn abgesehen davon, daß er in der Charakteristik des Verhältnisses Dions zu Dionysos auf diese Liebe hinweist (s. oben), so finden wir, verläßlichen Autoren zufolge, genügende Anhaltspunkte hiefür in seiner Jugendgeschichte. In Seurre, wo er 1789 das »Wetterleuchten der Revolution«, die Getreideunruhen,

[1] F. Müller-Lyer: Die Familie. München 1912, p. 196 bis 202.

bekämpfen soll, macht er Coston zufolge scharfe Äußerungen gegen Revolutionen im allgemeinen. Und als einige Wochen später wieder die gleichen Unruhen in seiner Garnisonstadt Auxonne ausbrechen, »da flößte ihm die wilde, entfesselte Masse des Pöbels, der auf diese Weise seine Rechte zu erlangen suchte, Abscheu ein, und . . . er mißbilligte die gegen die königliche Familie ausgestoßenen Flüche« (Kircheisen). Bei Coston finden wir es vermerkt, daß Napoleon nach dem Eid auf die neue Verfassung vom 14. Juli 1791 sich folgendermaßen geäußert hat: »Bis nun, wenn ich den Befehl erhalten hätte, meine Kanonen gegen das Volk zu richten, zweifle ich nicht, daß Gewohnheit, Erziehung, . . . der Name des Königs mich zum Gehorsam veranlaßt hätten.« Nach dem mißglückten Fluchtversuch des Königs vom 20. Juni 1791 — mit dem das Debacle Ludwig XVI. eigentlich begann — hören wir aus einer Rede, die Napoleon im Valencer Klub hielt, dem König wohlwollende Akzente heraus, als er von einem »den König verfolgenden Verhängnis« und davon spricht, daß »die ganze Schuld für all das laste auf den Ratgebern des Königs, die ihn in den Abgrund stürzen«. Und ganz unzweideutig klingt seine Anteil- und Parteinahme für den König in den Äußerungen durch, die er beim Anblick der Szenen vom 20. Juni und 10. August 1792 getan hat. Denn am ersten dieser Tage, wo der König von dem in die Tuillerien gewaltsam eingedrungenen Vorstadtpöbel stundenlang maßlos beschimpft und ihm die Jakobinermütze aufgesetzt wird, da äußert sich Napoleon zu seinem Freunde Bourrienne: »Coglione! Wie konnte man diesen Vorstadtpöbel einlassen! Man hätte vierhundert bis fünfhundert mit Kanonen wegfegen sollen und der Rest hätte das Weite gesucht.« Noch deutlicher aber äußert er seine Stellungnahme für den König am 10. August, wo gleichfalls gegen die Tuillerien aufgebrochene Jakobinerscharen die Schweizergarde niedermetzeln und durch ihre Raserei den König zwingen, in der Nationalversammlung Schutz zu suchen, wo er aber suspendiert und verhaftet wird; da meint er: »ich fühlte, daß, wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde.«

Indessen, bei der Abhängigkeit von Napoleons Einstellung zum Vater von der Allgemeinheit, ist es wohl natürlich, daß durch den während des Schlußaktes der Königstragödie so enorm entfachten und geschürten Haß und die Erbitterung gegen Ludwig XVI. auch Napoleons Libido in die gleiche Richtung gewiesen und die negative Komponente seiner ambivalenten Einstellung zum Vater zur mächtigsten Entfaltung gebracht wird. Denn wir befinden uns da in einer Periode, wo — seit Anfang November 1792 — im Konvent fortwährend die die Welt in Atem haltenden Verhandlungen über das Schicksal des im Temple gefangen gehaltenen Ludwig XVI. stattfinden, und ganz Frankreich widerhallt und aufs gewaltigste erregt wird von den daselbst gehaltenen Reden, die, wie z. B. Robespierres vom 3. Dezember »vom tiefsten Abscheu vor dem Königtum« ge-

tragen sind, und dasselbe ebenso wie den König geradezu brandmarken.

Aber außer diesem allgemeinen gibt es für Napoleon in diesem Königsschicksal noch ein ganz spezielles Motiv, geeignet Napoleons ganzen Vaterhaß zu wecken und zur Entfaltung zu bringen. Steht doch während der Revolutionsjahre der König fortwährend im Verdachte, fremde Mächte zu Hilfe rufen und mit ihnen sein Vaterland angreifen zu wollen! Wird ihm doch in den Konventsverhandlungen vorgeworfen, er habe, »um sein Volk zu züchtigen, die Waffen fremder Tyrannen, seiner Mitbrüder, herbeigerufen«, und betrifft auch in seinem Prozesse die Hauptschuldfrage seine »Anschläge auf die allgemeine Sicherheit des Staates!«

Somit will ja auch Ludwig XVI. — genau so wie in der Phantasie der Vater Bonaparte — die Mutter den Fremden ausliefern! Was Wunder nun, daß da ein mächtiger Widerhall geweckt wird, und durch diesen Windstoß die unter der Asche glimmenden Funken des alten Vaterhasses in mächtigen Flammen auflodern.

Und dadurch werden eigentlich die Geschicke Ludwig XVI. auch zum Schicksal Napoleons.

Denn wie nachstehend ausgeführt werden soll, sind sie es, die in zwei so wesentlichen Fragen wie die hier abgehandelten Napoleons Stellung bestimmen und endgiltig entscheiden.

Vorerst seine Einstellung zu Frankreich. Wie nämlich unschwer erwiesen werden kann, oszilliert dieselbe recht synchron mit dem Verlaufe der Königstragödie.

So z. B. läßt ihn, der sich bis dahin in seiner korsischen Unversöhnlichkeit gar nicht an Frankreichs politischem Leben aktiv beteiligt hat, die verunglückte Flucht des Königs vom 30. Juni 1791 den nationalen Unterschied gänzlich vergessen und der Verfassungsfrage völlig unterordnen; denn wir sehen da den königlichen Offizier im Valencer Klub der Verfassungsfreunde eine von glühender Freiheitsliebe getragene und alle Anwesenden begeisternde Rede halten.

Als nun am 14. Juli 1791 die Truppen und Bürger ihren Treueid nicht mehr dem Könige, sondern der Nationalversammlung als der obersten Macht geleistet haben, da atmet er erleichtert auf und meint: »er kenne jetzt niemanden als die Nation.«

Und wenige Tage darauf (27. Juli 1791) schreibt er, offenbar noch ganz im Banne all der Herabsetzungen und Einschränkungen des Königs, »den Kopf voll von großen öffentlichen Angelegenheiten« und getrieben »von meinem südlichen Blute, das in den Adern mit der Geschwindigkeit der Rhône fließt«, einen von allen Autoren als merkwürdig vermerkten Brief an den Kriegskommissär Naudin, in dem sich die deutliche Annäherung an Frankreich bei ihm zum ersten Male ausdrückt: »Beruhigt über das Schicksal meines Landes (Korsika) und den Ruhm meines Freundes (Paoli),

liegt mir nichts mehr am Herzen, als die Sorge um mein Mutterland (mère patrie, Frankreich).«

Wir vermeinen in seiner so starken Ambivalenz gegen seinen Vater einen genügenden Erklärungsgrund dafür zu besitzen, daß Napoleons obiger Anlauf zum Franzosentum nicht von langem Bestande ist, denn alsbald schnellt er wieder zurück ins Korsentum, ist zwei Monate später wieder in Ajaccio und entfaltet hier die früher geschilderte, auf die Verdrängung der Franzosen gerichtete Tätigkeit, die in dem späteren Attentat auf die Zitadelle gipfelt.

Ach dürfte derselbe Grund dafür verantwortlich sein, daß die von uns bereits erwähnten und von ihm mitangesehenen Szenen vom 20. Juni und 10. August 1792 — von welch letzterer er sich noch auf St. Helena gewundert hat, daß ihm niemals später eines seiner Schlachtfelder auch nur annähernd den Eindruck so vieler Leichen gemacht hat, wie hier die niedergemetzelten Schweizer (?) — ihn nicht dahin bestimmen, sich Frankreich zuzuwenden, zumal ja, wie bereits oben hervorgehoben, er sich in beiden Fällen auf die Seite des Königs gestellt hat. Denn Chuquet zufolge hat er zu der Zeit »noch immer nur seine Insel im Kopfe und kommt immer wieder auf sie zurück«, und berichtet den Seinigen über Frankreichs damalige Zustände »in einem Tone, der kalt und fast indifferent erscheint, so daß man auf den ersten Blick meinen würde, diese Berichte stammen von einem Fremden, . . . der alle diese Dinge bloß aus Neugierde betrachtet«. Und zu dieser Zeit ist es, wo er noch an Joseph schreibt: »nun ist es wahrscheinlicher denn je, daß all dies mit unserer Unabhängigkeit enden wird«, und wo er, wiewohl scharf vom Minister ermahnt, statt zu seinem Regiment, wieder am 15. Oktober sich nach Korsika begibt.

Aber schon etwa drei oder vier Monate später sehen wir Napoleon unter dem Einflusse der erwähnten, die Negation des Vaters so aufrüttelnden Konventsverhandlungen, und unter dem Eindruck des im Dezember gegen den König vor dem Konvent stattfindenden Prozesses, Frankreich wesentlich genähert, denn nach Chuquet ermahnt er da sogar bei den gleichzeitig auf Korsika stattfindenden und von uns früher erwähnten administrativen Wahlen, seine Landsleute zum Franzosentum.

Doch erst nachdem gegen den König am 18. Januar 1793 das Todesurteil erflossen, da erst äußert sich bei Napoleon der Anschluß an Frankreich in entschiedener, unzweideutiger und unwiderruflicher Weise.

In seinen Memoiren berichtet darüber der Kanzler Pasquier wie folgt: . . . »Bonaparte, anfangs wie Pozzo an Paoli attachiert, zögerte nicht sich von ihm zu trennen, um die Rechte der französischen Regierung zu verteidigen. Es war dies bei Nachricht über die Verurteilung Louis XVI., daß er diese Partei nahm. Ich habe das Faktum von Herrn von Sémonville, der damals als Kommissär der französischen Regierung sich in Korsika authielt.«

Bonaparte weckte ihn bei Nacht.

»Herr Kommissär,« sprach er, »ich habe gut unsere Lage erwogen; man will hier eine Torheit begehen; der Konvent hat zweifellos ein großes Verbrechen begangen und ich beklage es mehr denn jemand; aber Korsika muß, was auch kommen mag, mit Frankreich vereinigt sein; es kann nicht anders, als unter dieser Bedingung existieren; ich und die Meinigen, wir werden, ich setze Sie davon in Kenntnis, die Sache der Union verteidigen.«

Nun erst, nachdem der Vater, der verhaßte Anstifter all des Unheils, der ihn am Besitze der Mutter gehindert, sie aber trotzdem mit Fremden geteilt hat, sein Verbrechen mit seinem Kopfe gesühnt hat, — erst da sehen wir Napoleon sich entschieden Frankreich zuwenden.

Denn durch die Tötung des Königs ist ja der wesentliche Teil seiner Ödipus-Phantasie erfüllt worden, und da ist es ja nur selbstverständlich, daß er — durch den Anschluß an Frankreich — die freigewordene Mutter in Besitz nimmt, und so diese symbolische Realisierung zu einer vollständigen macht.

Überdies ist aber diese Akzeptierung des vom Vater geschaffenen Sachverhaltes auch die Identifizierung mit dem Vater, somit auch Ausdruck der Liebe.

Sie erfolgt aber zugleich aus einem, nach Stillung des Hasses sich stark regenden Schuldgefühl — worauf wohl seine Worte an Sémonville von »großem Verbrechen, das er mehr denn jemand beklage«, hindeuten, — und ist dergestalt auch eine Sühne- und Bußhandlung.

Und schließlich dürfte auch die Identifikation Napoleons mit Marbeuf dieselbe in irgendeinem Grade mitbestimmt haben.

Und mit der ganzen, uns aus Träumen und neurotischen Symptomen so wohlbekannten Ungebundenheit des bloß seine jeweiligen Bedürfnisse berücksichtigenden Unbewußten, wird nun aus den angeführten Motiven auch Frankreich — das bis nun Napoleon Marbeuf und die Preisgebung der Mutter an denselben bedeutet hat — zum Symbol der Mutter selbst, zur mère patrie, der er nun seine glühende Liebe zuwenden, die er heiß begehren, seinen »Polarstern« nennen, und aufs äußerste verteidigen wird.

Unter den vier Gestalten, welche in der Vorstellungswelt Napoleons mit den Attributen des Vaters ausgestattet wurden, — haben wir doch in dieser Rolle außer Charles noch Marbeuf, Ludwig XVI. und Paoli kennen gelernt — kommt Paoli eine ganz besondere Stellung zu; ist er doch der gute, der mustergiltige Vater, das Vaterideal.

Und zur Verwendung als solch eine Lichtgestalt war Paoli — ohnedies von den Korsen il babbo (Vater) und von den Bona-

partes compère genannt — dank seiner Vergangenheit, der um sein Haupt geschlungenen Aureole, vor allem aber dank seiner Haltung im Unabhängigkeitskriege, ganz besonders geeignet. War er doch in der Sprache des Unbewußten der Vater, der die Mutter vor Fremden bewahrt und dieselben bis zum äußersten abwehrt, im Gegensatze zum wirklichen Vater, der sogar behilflich ist, die Mutter mit dem Fremden Marbeuf zu vereinigen. Da ist es wohl selbstverständlich, daß die ganze mächtige Liebe Napoleons mit ihren sublimierten Äußerungen der Bewunderung und Verehrung Paoli zugewendet wird.

So sehen wir denn diese verklärte Vaterimago die ganze Kindheit und Jugend Napoleons dominieren und seine Seele ganz ausfüllen, wofür wir hinlängliche Belege erbracht zu haben vermeinen.

Wir sehen aber auch Napoleon mit ungeminderter Begeisterung an diesem Vaterideal festhalten noch während seines bereits öfters hervorgehobenen Aufenthaltes in Paris im Sommer 1792. Denn in dem Traume den er träumt, Frankreich würde aus innerer Schwäche Korsika nicht halten können und es von selbst freigeben, worauf dasselbe eine nationale Regierung erhalten wird, soll Paoli wieder der General, der Regent von Korsika werden, wie ehedem vor der französischen Okkupation; denn, meint da Napoleon, »er ist alles und wird alles sein!«

Indessen, je düsterer und tragischer sich in den nächsten darauffolgenden Monaten das Schicksal des im Gefängnis schmachtenden Königs gestaltet, je mehr der in den Konventsdebatten und im Prozeß gegen ihn sich entladende Haß auch in Napoleons Brust die nämlichen Saiten zum Schwingen bringt und so die alte Abrechnung mit dem Vater aktualisiert, um so mehr entfernt sich Napoleon, durch die ablehnende Haltung des Gouverneurs natürlich noch darin unterstützt, von diesem seinen Jugendideal.

Doch obzwar authentische historische Belege hiefür nicht auffindbar sind, so erscheint es mir schon aus psychologischen Gründen unzweifelhaft, daß Napolen zur offenen und konsequenten Gegnerschaft gegen Paoli erst überging, als der König auf dem Schaffot sein Haupt gelassen hatte. Denn in seinem, ihn von einem Neurotiker so stark unterscheidenden regen Kontakt — und Anlehnungsbedürfnis an die Allgemeinheit und Wirklichkeit, die übrigens seiner psychologischen Konstellation auch in diesem so bestimmenden Punkte außerordentlich entgegengekommen ist, wird er, wie bereits wiederholt bemerkt, durch dieses Ereignis nach der Richtung der endgiltigen und extremen Negation des Vaters überhaupt gedrängt.

Jeglicher Vater — und mag er noch so gut und ideal sein — muß gestürzt werden, nur weil er Vater ist; genau so, wie es Oncken[1] für das Schicksal Ludwig XVI. formuliert: Die Ermordung eines Königs — bloß weil er König war.

[1] Wilhelm Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege. Berlin 1884, bei Grote.

Und so kommt es, daß nun Napoleons letzte Vater-Imago, Paoli, fallen muß. Nun zögert er nicht mehr, sich zu ihm in offene Gegnerschaft zu stellen und mit Paolis erbittertem Feinde, Saliceti, endgiltig und eng zu verbinden.

Und daß er nun in dieser Zeit, wo von Unterschieden in der politischen oder nationalen Gesinnung keine Rede sein konnte, da doch Paoli damals noch ebenso franzosentreu und republikanisch war wie Saliceti, vor die Wahl zwischen den Beiden gestellt, sich gegen Paoli, wohl aber für Saliceti entschließt und diesem nun treue Gefolgschaft leistet, das bekräftigt wohl nachdrücklich die von uns postulierte Bedeutung der Hinrichtung des Königs für die Wandlung Napoleons. Hat doch Paoli ausdrücklich die Tötung des Königs verdammt, meinend, die Korsen wären wohl Feinde der Könige, aber nicht ihre Henker, während Saliceti unter den korsischen Abgeordneten der einzige war, der für den Tod des Königs gestimmt hatte.

Es waren indessen noch andere unbewußte Motive vorhanden, welche Napoleon zur Veränderung seiner Stellung zu Paoli gedrängt haben mochten. Denn wie bereits hervorgehoben, hat er sich nach Beseitigung des Vaters (Königs) mit demselben identifiziert, sich selbst zum Vater gemacht, wofür wohl seine Akzeptierung des politischen Programmes des Vaters (der mit Marbeuf verbundenen Mutter), unwiderleglich spricht; und da ist es wohl natürlich, daß er auch die letzte Vater-Imago, Paoli, beseitigen wollte.

Überdies aber muß er, ebenso zufolge dieser Identifizierung, das Vorgehen des Vaters gegenüber Paoli wiederholen; denn Charles hatte ja, nachdem er durch viele Jahre an der Seite Paolis in treuer Anhängerschaft gestanden, denselben dann gegen das Ende des Unabhängigkeitskrieges gleichfalls verlassen und sich den Franzosen zugewendet, — so daß Napoleon darin seinen Vater geradezu imitiert.

Und es ist wohl einleuchtend, daß all diese Motive sehr wirksam genährt und unterstützt wurden durch den unter den Repressionen des Konvents immer reger werdenden Paolismus, der von den aufgepeitschten Tendenzen Napoleons nicht als bloße Abwehraktion, sondern vielmehr als Paolis Streben nach unabhängiger Herrschergewalt sowie als Kampf gegen Frankreich gedeutet werden konnte. Und da Napoleon nun, nach erfolgter Identifizierung mit seinem Vater, unverbrüchlich an dem von Charles geschaffenen Sachverhalt festhält, so kehrt er sich jetzt ebenso energisch gegen den keimenden Paolismus, wie er sich kurze Zeit vorher gegen die, als Protest gegen die Hinrichtung des Königs sich unter den Korsen leise meldende Abfallbewegung gewendet hatte, worauf sich seine an Sémonville gerichteten Worte: »man ist hier im Begriffe, eine große Torheit zu begehen,« beziehen.

Es hieße aber das Wesen der Ambivalenz verkennen und den Grad derselben bei Napoleon unterschätzen, wollte man meinen,

daß nunmehr seine Verhaltungslinie zu Paoli eine ganz geradlinige und lediglich vom Haß vorgezeichnete ist. Denn selbst in diesem Kampfe äußert sich noch recht kräftig der positive Pol, die Liebe zu Paoli, und ihr unwiderleglicher Ausdruck sind sowohl die nach Erlassung des Haftdekretes vom 2. April von Napoleon versuchte Annäherung an Paoli, als auch seine Bemühungen um Beilegung der Spannung, vor allem aber die warme und energische Verteidigungsadresse. Freilich läßt uns schon die fragende Form derselben, die sehr zahlreichen Fragezeichen, — als semeé d'interrogations bezeichnet sie Chuquet —, beim Verfasser eine innere Unsicherheit vermuten, und wir meinen, daß dies auch ein bei sich Anfragen, — vielleicht nach den inneren Motiven dieser Parteinahme sowie nach der Aufrichtigkeit derselben, — bedeutet.

Zu den von den Forschern angeführten und natürlich auch von uns vollauf gewürdigten Ursachen, wie z. B. die nach dem Bekanntwerden der Denunziation Lucians ausgesprochene Feindseligkeit Paolis und demzufolge die allgemeine Verfolgung der Familie Bonaparte, — möchten wir noch ein durch das Unbewußte konstelliertes und sehr affektbetontes Motiv hinzufügen, welches es gleichfalls bewirkte, daß die Liebe Napoleons zu Paoli nun verstummte, dagegen die Negation in die Höhe geschnellt und zu einer endgiltigen wurde, wofür uns die vernichtende Anklageschrift wohl ein beredtes Zeugnis gibt.

Je mehr ich mich nämlich in die Lebensgeschichte Napoleons, speziell aber in den hier abgehandelten Abschnitt derselben vertiefte, um so mehr gewann ich die Überzeugung, daß dieses ausschlaggebende, den Bruch mit Paoli sozusagen finalisierende Motiv nichts anderes gewesen ist, als die Einstellung, die Napoleon bei Paoli betreffs Englands vermeinte, und die tatsächlich, nach dem durch die neuere Forschung erschlossenen Ablauf der Begebenheiten, eine wechselnde und progrediente gewesen ist.

Denn im Anfang seines Konfliktes mit der Regierung war ja Paoli überzeugter Franzose und dachte gar nicht an einen Verrat an England, so daß zu dieser Zeit der gegen ihn von seiten Übelwollender konstruierte Vorwurf nichts anderes war denn eine Verleumdung, der allerdings Paolis frühere Beziehungen zu England sowie seine Sympathien für dieses Land, den Anschein ziemlicher Glaubhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit verleihen konnten. Erst im weiteren Verlauf des Konfliktes hat sich Paoli, — hineingetrieben in die Erbitterung sowohl durch das Mißtrauen der Regierung als auch durch die zahllosen gegen ihn in Szene gesetzten Ränke und Intriguen sowie durch die Aufsässigkeit und Voreiligkeit des Konvents, — mehr und mehr dem Gedanken eines Abkommens mit England genähert, bis er sehr kurz darauf Korsika tatsächlich an dasselbe auslieferte.

Und im gleichen Maße beobachten wir nun bei Napoleon, der seinen eigenen auf St. Helena gemachten Äußerungen zufolge

gleichfalls unter dem Einflusse dieser ausgestreuten Gerüchte stand, auch die Progression seiner Feindseligkeit gegenüber Paoli, und dies kann uns auch den grellen Widerspruch zwischen den beiden, zeitlich etwa durch einen Monat getrennten Adressen erklären. Denn in der ersten glaubt er noch nicht an diese Verdächtigung Paolis oder zumindest, wenn wir hier wieder die fragende Form dieser Adresse als Zeichen der Unsicherheit und die nachfolgende Argumentation als ein Niederringen der eigenen Zweifel auffassen, will er an diese Möglichkeit nicht glauben. Im weiteren Verlaufe jedoch haben sich seine Zweifel, teils durch die nun trotz des Entgegenkommens des Konvents so unversöhnliche Haltung Paolis, teils infolge seiner wahrscheinlich tatsächlich bereits stattfindenden Unterhandlungen mit England verstärkt, sind ihm zur Gewißheit geworden, der er nun in der, natürlich auch von anderen Motiven inspirierten Anklageschrift unverhohlenen Ausdruck verleiht.

Und daß es gerade die Englandpolitik Paolis war, die so schicksalsschwer für Napoleon wurde, ergibt sich aus folgenden Erwägungen: Es ist mit voller Bestimmtheit bekannt, daß Napoleon in seiner Jünglingszeit sehr viel Liebe und Sympathie für England und die Engländer besaß, so daß er, nebst seinem Bruder Joseph und Freund Masseria, in Ajaccio den Spitznamen »Anglomane« hatte. Man kann nur Chuquet beipflichten, der, nachdem er zuerst die Quellen dieser Vorliebe Napoleons für England in der Lektüre von Rousseau, Raynal und Boswell gesucht, schließlich und hauptsächlich sie in der Aufnahme erblickt, die Paoli seinerzeit in England gefunden hatte. Ganz deutlich bekundet Napoleon diese Liebe für England in der bereits erwähnten »Nouvelle Corse«, denn dort rettet sich einer das Leben, indem er sich als Engländer ausgibt, während die Franzosen erbarmungslos getötet werden.

Und nun beobachten wir bei Napoleon seit der Flucht aus Korsika einen Wandel in ganz entgegengesetztem, entschieden englandfeindlichem Sinne. Und so sehen wir ihn, Coston zufolge, in den ersten Tagen des September 1793, als er mit der Pazifizierung des aufständischen Südens beschäftigt, vernahm, Toulon sei durch Verrat den Engländern ausgeliefert worden, freiwillig (spontanéament) nach Paris eilen und um das Artilleriekommando bei der Belagerung dieser Festung bitten. Allerdings wird diese Angabe Costons von den späteren Forschern ignoriert, die im Gegenteil meinen, das durch den Tod des Vorgängers vakante Kommando sei Napoleon von Saliceti angeboten worden. Mehrere Jahre später lesen wir in seiner Antwort an die englischen Zeitungen (13. Oktober 1803): »Ihr genosset in Europa den Ruf einer weisen Nation, aber ihr seid seit den Tagen euerer Väter stark entartet. Alle euere Reden rufen auf dem Kontinente Mitleid und Verachtung hervor.« Und im Briefe an die Engländer vom 15. August 1805: »Glaubt nur nicht, daß ihr Bundesgenossen auf dem Festlande habt. Ihr seid der Feind aller Völker und alle freuen sich, wenn ihr gedemütigt

werdet.« Und nur zu bekannt ist sein späteres, so wohl rationalisiertes Verhalten gegen England und die Engländer, die ihm geradezu zum Schreckgespenst wurden, deren korrumpierenden Einfluß er immer hervorhob (siehe Briefe aus Italien an das Direktorium), die er sogar aus dem Salon der Frau Rémusat verbannt wissen wollte, die er stets als seinen einzigen dauernden und größten Feind betrachtete, gegen die er ganz Europa zur Bundesgenossenschaft organisieren wollte, gegen die er Jahre hindurch die Kontinentalsperre verhängte, indem er ihnen alle Häfen von Hannover bis Tarent schloß, von denen er auf Elba schrieb: (Considérations sur l'état de l'Europe) »Was die Engländer anlangt, kann ich nur sagen, daß uns die Geschichte kein Faktum anführt, das beweisen würde, daß ein Handelsvolk jemals zum Glück des Menschengeschlechtes arbeiten würde«, — gegen dieses England, das solchergestalt eigentlich diesem einzigartigen Gestirn auf Korsika den Lauf vorzeichnete, um es dann bei Waterloo zum Erlöschen zu bringen.

Macht uns nun die hier geschilderte Einstellung Napoleons zu England den ausgesprochenen Eindruck, als ob sie zumindest auch eine affektive wäre, so daß sie uns zweifellos als ein sogenannter Komplex anmutet, so erblicken wir darin eine Stütze für unsere frühere Behauptung, daß es die Haltung Paolis gegenüber England war, die in Napoleons Konflikt mit ihm nicht bloß eine sehr wesentliche Rolle spielte, sondern sogar ausschlaggebend wurde für den definitiven Bruch mit Paoli, sowie die erbitterte Feindseligkeit gegen denselben.

Und die Erklärung für diese Reaktion Napoleons — dessen Franzosentum doch kaum einige Monate alt war — auf diese politische Stellungnahme Paolis erscheint uns wahrlich nicht schwer, sofern wir nur auch Napoleons unbewußte Phantasien berücksichtigen. Gedenkt doch Paoli das große Verbrechen, das seinerzeit Charles Bonaparte begangen und mit dem sich Napoleon kaum eben, und zwar um den Preis eines schweren Opfers abgefunden, zu wiederholen! Also auch dieser vortreffliche Vater, auch er ist bereit die Mutter den Franzosen preiszugeben, — genau so wie die schlechten Väter: Charles und der König, der diese Schandtat eben mit dem Kopfe gebüßt hat!

Und nachdem derart dieser bis nun stärkste Pfeiler seiner Seele völlig zusammengestürzt ist, läßt er nichts unversucht, um die Mutter gegen die verräterischen Absichten dieses Vaters zu verteidigen; zertrümmert aber zugleich mit wuchtiger Hand restlos den Tempel, den er diesem seinerzeit aufgerichtet, ja — belehrt durch das Schicksal des Königs, wie man mit solch verräterischen Vätern verfahren soll — fordert er sogar den Kopf dieses Vaters, da er ihn vor dem blutrünstigen Konvent des Hochverrates anklagt.

Durch diesen endgiltigen und restlosen Zusammenbruch der Liebe zum Vater, den er mit sich brachte, sollte dieser Konflikt

mit Paoli eminente Bedeutung sowohl für die Persönlichkeit Napoleons als auch für die Weltgeschichte gewinnen.

Wie katastrophal er für die erste ward und wieviel hiebei an moralischen Werten zugrundegegangen ist, darüber mögen uns die Worte des Kaisers an Talleyrand orientieren, als dieser, in der Absicht gefällig zu sein, ihm das mittels Spezialkouriers aus Lyon geholte Manuskript des »Discours« vorwies. Da riß es ihm der Kaiser aus der Hand und warf es ins Feuer, »weil es überfloß von Gefühlen und Prinzipien, die in meiner Jugend gehegt zu haben es mir nicht schmeichelhaft gewesen wäre, falls man es mir vorhalten würde.«

Für die Weltgeschichte aber ward er von ungeheuerer Tragweite, weil durch diesen Konflikt das Unbewußte Napoleons eindeutig und endgiltig nur auf die extremste Negation des Vaters eingestellt wurde, gegen den er von nun ab einen unaufhörlichen, schonungs- und erbarmungslosen Kampf führen sollte.

IV.

Von nun ab soll in Napoleons Brust das unstillbare Verlangen nach dem Besitze der Mutter nie mehr zur Ruhe gelangen, und der gewaltige Kampf um sie mit dem Vater bilden wohl das gewaltigste Epos der Menschheitsgeschichte. Das ist die Leitlinie, die mit seltener Klarheit dieses einzigartige Leben durchzieht und der er alles andere unterordnet, und zu deren Durchsetzung ihm sämtliche Wege und alle Mittel gut scheinen: »denn ich bin nicht ein Mensch, wie ein anderer und die Gesetze der Moral und der Sitte gelten nicht für mich«.

Vor allem sehen wir nun sein Verhältnis zu Korsika völlig geändert. Denn ebenso, wie sich der kleine Junge bei seinem stets okkupierten Vater die Vernachlässigung der Gattin mit der Preisgebung derselben an Marbeuf erklärt haben mag, sehen wir, daß nun auch Korsika bei Napoleon kaum irgendwelche affektive Bewertung mehr findet. Im Jahre 1795 soll er als Artillerieinspektor an einer — übrigens unterbliebenen — Expedition teilnehmen, welche die im englischen Besitz befindliche Insel zurückgewinnen soll; im darauffolgenden Jahre veranlaßt er als Oberkommandeur der italienischen Armee selbst die Zurückerorberung Korsikas, doch ohne irgendwelchen Affekt an dieses Ereignis zu knüpfen. Mit Recht meint da Fournier: »Seine Heimat war nicht mehr imstande, sein Interesse im höherem Grade zu fesseln, als etwa Korfu oder Malta.«

Ja, noch mehr! Es ist offenbar die Wirkung desselben Komplexes, daß, wie wir in Masson ausdrücklich lesen, Napoleon als allmächtiger erster Konsul nach Ansicht der Frau Lätizia, die unbeirrt durch die fabelhafte Wendung in ihrem Schicksal ihrer Vergangenheit und Korsika stets treu geblieben ist, sich gegen seine

Heimat und ihre Bewohner mit Undank benimmt. »Aber seit Toulon ist er so: er hat nicht einmal gestattet, daß man zu ihm korsisch spreche«.

Und erst nach vielen Bemühungen gelingt es endlich der Madame Mère beim Kaiser die Regelung der Situation all der korsischen Verwandten durchzusetzen. Denn von dem ehemaligen großen korsischen Troß hat Napoleon nur zwei (Arrighi und Ornano) in seine Umgebung aufgenommen, und auch die erst, nachdem er sie vorerst in Italien, Ägypten, San Domingo, »von Kadix bis Moskau« die Feuerprobe auf ihre Verläßlichkeit bestehen ließ! Aber nun: assez des Corses, er hat nicht die Absicht, ihnen Frankreich auszuliefern: er weist ihnen Korsika an, und opfert sogar seinen ganzen Besitz auf der Insel, den er unter sie verteilt, nur damit sie sich nicht über Frankreich ergießen!

Konnte doch infolge dieser Gleichgiltigkeit und Abneigung Buttafuoco den gegen ihn seinerzeit von Leutenant Bonaparte erhobenen Vorwurf (s. p. 317) schlagend mit den gleichen Waffen vergelten, als er in seinen zurückgelassenen Papieren den Kaiser Napoleon folgendermaßen apostrophierte: »Welchen Grund hätte nicht Korsika, um Ihnen zu sagen: Wie, mein Sohn, ist denn dein Herz unempfänglich für die Insel, wo du das Leben empfingest? Als du ins Alter der Vernunft tratest, erhoffte ich Gutes von dir. Als ich dich einen großen Schauplatz betreten sah, da erzitterte mein Herz vor Freude, denn ich hoffte, daß dir dein Vaterland, deine Brüder teuer sein würden. Es ist entsetzlich, daß Sie einer ihrer Brüder bis zu diesem Grade vernachlässigt.«

Nun aber Korsika entwertet und verloren, beginnt bei Napoleon eine nimmermüde und nimmersatte Suche nach Ersatz, auf welcher seine von Heißhunger gequälte Phantasie gierig ein Land nach dem anderen begehrt, derart eine schier endlose Reihe von Surrogaten bildend, die jedoch als solche seine Gier nie auch nur annähernd zu befriedigen vermögen. Er tränkt auf dieser Suche die Länder in Blut, versetzt die Welt in Schrecken, verändert das Antlitz Europas, umsonst, all das kann seinen Hunger nicht stillen!

Das erste, die Reihe eröffnende und von ihm wohl am hartnäckigsten begehrte dieser Ersatzobjekte ist I t a l i e n. »Im Januar 1795, lesen wir im Mémorial de St. Helène, verbrachte Napoleon eine Nacht auf dem Col di Tenda, von wo er bei Sonnenaufgang die schönen Ebenen erblickte, die bereits der Gegenstand seiner Gedanken waren. Italiam, Italiam!«

Nun wissen wir ja, welche Ströme von Blut er um den Besitz dieses Landes mit den Österreichern, Sarden, Neapolitanern, sogar mit dem Papste vergossen: und wenn schon dieser sehnsüchtige Ausruf Napoleons auf die Beteiligung des Affektes hiebei hinweist, so sei es gestattet hier ergänzend hervorzuheben, daß Frau Lätizia geborene Ramolino, wie schon C h u q u e t hervorhebt, im gleichen Maße Italienerin wie Korsin war. Und als Stütze für diese

Annahme verweise ich auf das kleine Detail, daß Napoleon seinen italienischen Namen: Napolione Buonaparte zum letztenmal gebrauchte, als er seine Trauungsurkunde mit Josephine Beauharnais unterschrieb; denn der nächste in unserem Besitze befindliche, eine Woche später an Rossi gerichtete Brief trägt schon die französische Unterschrift Bonaparte, die er fortab ausnahmslos gebrauchte. Nicht ganz ohne Belang dürfte hier auch die unscheinbare Tatsache sein, daß er in seinen Liebesbriefen Josephine wiederholt mit italienischen Kosenamen apostrophiert.

Und kaum, daß der Frieden von Campo Formio geschlossen da drängt es ihn schon — offenbar wegen des stärkeren Anklanges an Korsika — sich der Inseln Malta, Korfu und Zante zu bemächtigen, denn »sie sind für uns von größerem Interesse, als Italien,« meint er im Briefe an das Direktorium.

Von da geht es weiter, nach Ägypten, Palästina, von hier soll es nach Damaskus, Aleppo und Konstantinopel, denn dann »stürze ich das türkische Reich, gründe im Oriente ein großes Kaiserreich, — und kehre über Adrianopel nach Wien zurück« — nicht zu vergessen Indiens, das gleichfalls von hier aus von seiner beispiellos gierigen Phantasie verschlungen wird. Und als Kaiser bescheidet er sich ebensowenig mit der »Maitresse«, die ihm nach seinem eigenen Ausspruche Frankreich bedeutet, sondern ist von der gleichen Ländergier gepeinigt wie als Oberbefehlshaber und Konsul; denn wir sehen ihn Reiche stürzen und neu gründen, Länder wie Spreu durcheinanderschütteln, um sich, wie er meinte, »Europa zu Füßen zu legen«, ja, sogar »Herr des Universum zu sein«, — und dies alles getrieben von einer kaum dagewesenen Gewalt des inzestuösen Verlangens nach der Mutter, und einem schrankenlosen Trotz gegen den Vater, wie er in der Menschheitsgeschichte ganz vereinzelt dasteht!

Es hieße wohl hier die ganze Geschichte des napoleonischen Zeitalters rekapitulieren, wollte man den Haß und Trotz, den Napoleon bei dieser nie rastenden Suche nach der Mutter seiner Vater-Imago — den unterschiedlichsten Herrschern Europas — entgegenbrachte, im Detail nachweisen. Nur summarisch möge hier daran erinnert werden, wie er sich zu Kaiser Franz von Österreich, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu den Königen von Spanien, Portugal, Neapel, zu den deutschen Königen und den Bundesfürsten und nicht zuletzt zum Papst Pius VII. gestellt, wie er sie provoziert und die Besiegten drangsaliert, gedemütigt, herabgesetzt und erniedrigt und die Abhängigkeit von ihm hat fühlen lassen. Ich überlasse es Berufeneren, dies wenn auch nur an wenigen Beispielen zu illustrieren:

Fournier: »In Dresden versammelten sich huldigend die Fürsten des Rheinbundes, über die der Korse unbedingter gebot, als seit langer Zeit ein römischer Kaiser deutscher Nation. Auch der letzte von diesen, Franz von Österreich, fand sich ein. Hatte Napoleon

die Zusammenkunft mit seinem Schwiegervater gewünscht, um seine Verwandtschaft mit der ältesten Dynastie der Welt als Relief für seine unerhörte Geltung zu benützen? Er hat damals Franz I. aufgefordert, ihn auf seinem Kriegszug zu begleiten. Dazu ist es allerdings nicht gekommen. Im übrigen aber trat der Kaiser von Österreich, trotz allem vertraulichen Verkehr mit dem Eidam, ebenso gehorsam wie der König von Preußen und die kleinen Souveräne in den Schatten des gewaltigen Parvenus . . .«

G. Kircheisen über die Zusammenkunft in Tilsit, die unmittelbar nach der für Preußen entscheidenden Niederlage bei Friedland stattgefunden hat: »In der Tat fand am nächsten Tage, am 25. Juni 1807, eine Zusammenkunft der beiden Kaiser auf einem Flosse auf dem Niemen statt. Der König von Preußen blieb am Ufer zurück, da Napoleon ihn nicht eingeladen hatte . . . Dann kamen die Monarchen in Tilsit zusammen . . . Napoleon vermied es, mit Friedrich Wilhelm über die schwebenden Angelegenheiten zu sprechen und behandelte ihn wie eine nebensächliche Person. Er unterhielt sich mit ihm über die nichtigsten Dinge, wie über Uniformknöpfe, Tschakos und so weiter, und spottete bei jeder Gelegenheit über ihn.«

Aus einem Briefe der Herzogin Louise von Sachsen-Weimar (nach der gleichen Quelle): ». . . Sie haben keine Ahnung, wie leichtfertig Napoleon die vier Könige behandelt, die in Erfurt sind. Ich versichere Sie, es lohnt der Mühe, das zu sehen. Gestern z. B. waren sie genötigt, eine Stunde lang vor dem Diner im Vorzimmer zu warten« . . .

Aber keine Dynastie hat er auch nur annähernd mit dem gleichen Hasse behandelt, wie die Ludwigs XVI, die Bourbons, deren glänzende Anerbieten er noch als Oberbefehlshaber schroff zurückweist, von denen er sagt, er hätte sie, im Falle ihrer Restitution, zum zweitenmale zu depossedieren gewußt, von welcher er nach Austerlitz in einem einfachen Armeebefehle kundmacht: »sie habe aufgehört, in Neapel zu herrschen« und deren ahnungs- und schuldlosen Sprossen, den Prinzen d'Enghien er zum Entsetzen aller Welt füsilieren läßt.

Das wirkliche und tiefere Motiv all dieses Beginnens verraten uns aber seine aus dem Jahre 1804 stammenden Worte, wonach er keinen Vater dulden und die Stelle aller einnehmen wollte, denn »es wird nicht Ruhe in Europa eintreten, als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser . . .«

Und so hätten wir nun auch in dieser, ganz solitär scheinenden und als Paradigma des Ehrgeizes geltenden Menschenseele, im letzten Grunde libidinöse Antriebe aufgedeckt, und auch dies Schicksal als in letzter Linie durch Sublimierung sexueller Motive gestaltet, erkannt.

Ich meine, daß durch diese Zurückführung auf Allgemein-menschliches und Typisches, weder seine ungeheuere Größe, noch auch seine Bedeutung als eine ganz unvergleichliche Kulturpotenz irgendwie beeinträchtigt wird, und daß ungeachtet derselben, die Ansicht Wolseleys, er sei »der Größte der Großen« gewesen, aufrecht bleiben. kann.

Und ebensowenig widersprechen wir Ansichten, wie etwa der Victor Hugos, der da von ihm meinte:

»Er besaß alles, er war vollkommen. Er hatte in seinem Gehirne die menschlichen Fähigkeiten in der sechsten Potenz. Er machte Gesetzbücher wie Justinianus, diktierte wie Cäsar, in seinen Gesprächen war er Pascal und Tacitus, er machte Geschichte und schrieb sie, seine Bulletins sind Iliaden, . . . er hinterließ im Orient Worte, groß wie die Pyramiden, in Tilsit brachte er Herrschern Majestät bei, und in der Akademie der Wissenschaften disputierte er mit Laplace . . .«

Nur, daß wir in analytischer Konsequenz noch hinzufügen müssen, die Bewunderung und das dieser Gestalt für immer gesicherte und stets von Neuem erwachende Interesse der Menschheit kämen überdies und im letzten Grunde von dem mächtigen Widerhall, den dieser gewaltige Ödipuskomplex, in seiner so leichten und typischen Gewandung, in der nämlichen verdrängten Regung unserer eigenen Brust findet.

Und vielleicht war es weniger, wie Fournier meint, aus Berechnung, als aus dieser Empfindung heraus, daß in Erfurt, als »vor einem Parterre von Königen« der Voltairesche »Ödipe« aufgeführt wurde, sich Alexander von Rußland erhob und Napoleon unter dem Beifall des Saales umarmte?

Literatur:

1. Chuquet A.: La Jeunesse de Napoléon. Paris 1897.
2. Coston: Biographie des premieres années de Napoléon Bonaparte. Paris 1840.
3. Fournier A.: Napoleon I. Eine Biographie. Wien-Leipzig 1913.
4. Jung: Bonaparte et son temps d'après les documents inédits. Paris.
5. Kircheisen F. M.: Napoleon, sein Leben und seine Zeit. München 1911.
6. Kircheisen G.: Die Frauen um Napoleon. München 1912.
7. Landsberg Hans: Napoleons Briefe. »Das Museum«, Berlin 1906.
8. Lucien Bonaparte: Mèmoires, herausgegeben von Jung.
9. Martèl Tancrède: Napoléon Bonaparte Oeuvres litteraires. Paris 1888.
10. Masson F.: Napoléon dans sa jeunesse. Paris.
11. Masson F.: Napoléon et sa famille.
12. Masson F.: Napoleon zu Hause (übersetzt von Biberstein). Leipzig.
13. Masson et Biagi: Napoléon, Manuscripts inédits.

□ □ □

Die Allmacht der Gedanken und die Mutterleibs-phantasie in den Mythen von Hephästos und einem Roman von Bulwer Lytton.

Von JOHN T. MAC CURDY (Wards Island, New-York).

Freud hat vielleicht keinen wichtigeren Einzelgrundsatz als Resultat seiner psychoanalytischen Durchforschung der Psychoneurosen und Psychosen ausgesprochen, als den, daß in unserem Innern zwei Gegner ununterbrochen miteinander ringen, die er »Lust-« und »Realitätsprinzip« genannt hat. Die strengen Anforderungen der Umwelt versagen uns die Erfüllung vieler, ja vielleicht der meisten unserer tiefsten Wünsche, ohne doch imstande zu sein, sie völlig zu vernichten. Das unerfüllt gebliebene Begehren drängt unausgesetzt nach Äußerung, die ihm wegen seiner antisozialen oder unmoralischen Tendenz verwehrt werden muß. Doch gibt es zweierlei Möglichkeiten, eine indirekte Befriedigung zu erlangen: Der Wunsch kann eine symbolische Erfüllung finden, wie zum Beispiel, wenn ein Schoßhund oder irgendein Steckenpferd all die Liebe empfängt, die sonst in der Brust eines kinderlosen Weibes aufgehäuft bleiben müßte; das Begehren kann aber auch in einer Phantasie gestillt werden, wenn die Einbildungskraft die verbotenen Genüsse in dramatisierter Form vorzaubert. Die durch den ersten dieser beiden Auswege erreichbare Befriedigung steht im Verhältnis zu dem Grade, in welchem der Affekt von seinem ursprünglichen Gegenstand auf das Symbol übertragen werden konnte, das heißt, sie wird um so ausreichender, je mehr Gleichwertiges der Ersatz zu bieten vermag; im anderen Falle hängt sie von der Lebendigkeit ab, mit der das Begehren in der Phantasie dargestellt erscheint. Auf solche Weise könnte ein vollständiges Sich-Ausleben erzielt werden, wenn das kritische Urteil nicht den Mangel an Realität bemerken würde. Für das Kind, den Wilden und bis zu einem gewissen Grad den Dichter, existiert die strenge Wirklichkeitstreue nicht, die der Existenzkampf dem herangewachsenen, zivilisierten Manne aufnötigt. Daraus entsteht der fortwährende Kampf zwischen dem symbolischen und der Phantasie zugekehrten Denken auf der einen und der Lebenswirklichkeit auf der anderen Seite. Die Entwicklung von der Kindheit zum Mannesalter, vom Wilden zur Zivilisation besteht tatsächlich in nichts anderem, als in der fortschreitenden Anerkennung der Realität und der Anpassung daran. Keiner der beiden sich befehdenden Teile kann jemals vollständig über den anderen triumphieren. Wenn die unbewußten Strebungen erlöschen würden, müßte das Leben seines stärksten Antriebs verlustig gehen, aber immer gibt es auch

»das eigensinnige Fragen
Nach einem Sinn, an dem die Dinge sich da draußen binden,
Die uns entfallend in das Nichts hinüberschwinden.

Das nackte Mißtrauen einer Kreatur
Die eine Welt durchwandert, nicht erkennt
Und tiefes Sehnen, das die sterbliche Natur
Nur zitternd, wie ein Schuldiger den Richter nennt.«

Wenn dieses »tiefe Sehnen« zu stark wird, bricht das Verständnis der Realität an einem oder mehreren Punkten nieder und an die Stelle der richtigen treten symbolische Wertungen, aus denen sich die Symptome der Neurosen oder Psychosen bilden.

Es gibt eine Form einer solchen Realitätsverfälschung, die von einem Patienten Freuds, einem Zwangsneurotiker, »Allmacht der Gedanken« genannt wurde. Es ist dies ein Geisteszustand, in welchem das Individuum vermeint, daß seine bloßen Gedanken unwiderstehliche Gewalt besitzen; er fühlt, daß eine Handlung, an die er nur gedacht hat, bereits vollzogen ist; ein Feind wird z. B. dadurch wirklich geschädigt, daß man ihm Übles wünscht. Diese Vorstellungsweise bildet die Grundlage für viele magische Zeremonien, so, wenn ein Bild desjenigen Menschen zerstört wird, den der Zauberer umbringen will; tatsächlich haben die meisten Flüche für die Gedanken desjenigen, der sie hervorstößt, nur soweit Wirksamkeit, als er an die Allmacht seiner Gedanken glaubt. Wenn wir uns schuldig fühlen, weil wir jemandem Unglück gewünscht haben, so kommt das daher, daß wir unbewußt glauben, unsere Gedanken hätten ihn verletzt.

Nun steht dieser Phantasie-Typus im allerschärfsten Gegensatz zum Realitätsprinzip und von Ferenczi[1] stammt eine meisterhafte Untersuchung der Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes, der immer mehr und mehr siegreich die Allmacht der Gedanken bekämpft. Es ergibt sich selbstverständlich, daß die ersten Kindheitsjahre diesen Glauben stärker aufweisen, als die späteren. Die Psychoanalytiker sind dazu gelangt, es nahezu als ein psychologisches Gesetz anzusehen, daß jede geistige Verirrung im Leben des Erwachsenen etwas wiederholt, was in einem vorangegangenen Stadium der Entwicklung normal gewesen war. Es ist daher nicht überraschend, daß der Glaube — man könnte sonst sagen die Ausübung — der Allmacht der Gedanken stärker wird, je weiter man beim Studium der geistigen Einstellung des Individuums in seiner Entwicklung zurückgreift. So zeigt Ferenczi, daß das Kind in utero sich tatsächlich eines Zustandes erfreut, in welchem seine Bedürfnisse gestillt werden, bevor es an sie zu denken vermag; das wichtigste für sein Wohlbefinden, Wärme, Schutz und Nahrung stehen ohne eine Anstrengung von seiner Seite bereit; es braucht nicht einmal zu atmen. Die Umgebung ist zu dieser Zeit keine feindliche Macht, der er sich anpassen muß, sondern sie unterwirft sich seinen Wünschen. Die wildeste Phantasie des erhabensten Herrschers könnte die Vision einer solchen dienstbereiten Umgebung nicht heraufbeschwören. Vor der

[1] Ferenczi, Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse. Jahrg. I., Heft 2.

Geburt existiert der Kampf ums Dasein — Realität — noch nicht. Doch selbst nach seiner gefährlichen Fahrt in die Außenwelt kann er nicht so bald

»Die Herrlichkeit vergessen, die er kannte
Und jenes Kaiserschloß, aus dem er kam.«

Auch nach der Geburt beherrscht es noch seine Umgebung. Seine Mutter und seine Pflegerin bieten alles auf, zunächst um so genau als möglich den wundervollen Aufenthaltsort, den es verlassen hat, nachzuahmen, indem sie ihn in warme Decken hüllen und seine Augen gegen das Licht schützen; später, indem sie sein Geschrei und seine Bewegungen als Befehle nach Nahrung oder anderen Annehmlichkeiten deuten und ihnen gehorchen. Seine Gedanken sind noch immer allmächtig. Mit Verlauf der Zeit werden die Ansprüche der Realität dringender und das Kind lernt, daß es selbständig handeln muß. Doch während einiger Jahre dauert, wenngleich die Macht über die Umgebung ständig nachläßt, noch immer der Zustand an, daß seine Wünsche und Bedürfnisse, sobald es sie äußert, automatisch befriedigt werden.

Wenn der Kampf mit der Realität, das dringende Bedürfnis nach Anpassung, schärfer wird, so erwacht eine Tendenz zur Rückkehr zu jenem Entwicklungszustand, wo die Umgebung der Diener, nicht der Herr war. In jenen Psychosen, wo Symbole zum direkten Ausdruck gelangen, finden wir ausreichende Beweise, die hier nicht mitgeteilt werden können, daß der Patient in seiner Einbildung in den Mutterleib zurückkehrt. Das normale Individuum sucht Erleichterung in Träumen, Mythen und anderen Phantasiebildungen, die nach dem Muster des Traumes gebaut sind, doch stets in der Ausdrucksform des Symbols. Die Psychoanalyse und die alltägliche Sprachgewohnheit lehren uns, daß die Erde ein Symbol für die Mutter ist — Mutter Erde. Daher kann natürlich jedes Loch und jede Höhle in der Erde die Höhlung des Mutterleibes darstellen, in der das Kind sich vor der Geburt aufhielt, oder, wie der Psalmist sagt: ». . . da ich in Heimlichkeit geschaffen wurde und seltsamlich ausgeformet in den tiefsten Teilen der Erde.« Jede Symbolik wird im wesentlichen in der Kindheit bestimmt und wir müssen uns deshalb mit den Theorien, die sich das Kind über den Ursprung des Lebens bildet, vertraut machen. Wahrscheinlich weiß es dank seiner Erinnerungen an die eigene Geburt, daß es aus dem Leib der Mutter gekommen ist. Es betrachtet den Bauch als eine große Höhle und schließt auf ihren Inhalt nach dem, was es aus dieser Höhle herauskommen gesehen hat. Daher stehen infantile Geburtstheorien mit Wasser (Urin) und Fäces in Zusammenhang. So wird der Ort, aus dem das Kind herkommt, die Kloake. Im Besitz dieser Auffassung können wir verstehen, wieso jeder dunkle, abgeschlossene Ort den Mutterleib im Traum symbolisch darstellen kann und warum in den Mythen aller Nationen der Held als Kind stets im Wasser gefunden

oder daraus hervorgeholt wird. Wenn wir diese Symbolik annehmen, sehen wir, daß ein Gott oder Geschöpfe, die ein Dasein unter dem Wasser oder der Erde führen, dadurch symbolisch als im Uterus lebend dargestellt werden. Es ist meine These, daß solche Personen in den Phantasieprodukten leicht mit der Allmacht der Gedanken ausgestattet werden können.

Bevor wir zur Erörterung der Hephästos- und anderer Mythen übergehen, ist es notwendig, ein immer wiederkehrendes Symbol für das intrauterine Dasein zu erwähnen. Unsterblichkeit kann eine verstandesmäßige Überzeugung sein, aber als solche ist sie niemals angeboren. In unserem Unbewußten sind wir unsterblich und selbst im Bewußtsein unfähig, die Vorstellung des Verlustes unserer Personsidentität ganz zu erfassen. Doch führen offenbar sowohl Geburt wie Tod irgendeinen Wechsel in uns herbei. Was ist natürlicher, als daß das Dasein vor der Geburt und nach dem Tode als identisch angesehen wurde? Wirklich hat die Psychoanalyse gezeigt, daß der Tod ein Symbol der Existenz im Mutterleib ist und die Dichter erzählen uns unaufhörlich dasselbe. So sagt z. B. Shelley:

> »Das Kind hat Friede im Mutterleib,
> Im Grab die Leiche ruhigen Verbleib,
> Wir beginnen bei unserem End'.«

Und im Buche Hiob lesen wir: »Nackend bin ich aus meiner Mutter Leib gekommen und nackend werde ich dahin zurückkehren.«

Ich habe die Hephästos-Mythen untersucht, weil sie geeignet schienen, den Nachweis für den Zusammenhang zwischen der Allmacht der Gedanken und dem Leben in einem Aufenthaltsort unter der Erde (d. h. in symbolischer Ausdrucksform, Leben im Mutterleib) zu liefern; doch soll auch auf die analoge Assoziation der beiden in anderen Mythen Bezug genommen werden. Damit ist keineswegs Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Themas erhoben und die wenigen verstreuten Beispiele, die den Geschichten von Hephästos hinzugefügt sind, werden nur zur Bestätigung der Theorie angeführt, daß im unbewußten Seelenleben die beiden Vorstellungen sehr innig miteinander verlötet sind.

Hephästos war, wie der nordische Loki und der indische Agni, der Gott des Feuers, er war auch ein Schmied, der Überwacher des Blitzes und der Gott der Fruchtbarkeit. Ein Sohn der Hera und des Zeus; jene warf ihn während eines Streites mit dem Gemahl aus dem Himmel und er stürzte in die See. Hier wurde er von Thetis und den Töchtern des Okeanos beschützt, für die er eine wunderbare Höhle, vor Gott und Menschen verborgen, erbaute. Die Zwerge der nordischen Mythologie arbeiteten auch in Höhlen und wir sehen, daß sie in mancher Beziehung dem Hephästos ähnelten. Auch Agni wurde in der Höhle verborgen gehalten und herausgeholt; auch er suchte beim Wasser Zuflucht. Bei Thetis verblieb Hephästos neun Jahre. Die Zahl Neun legt den Ge-

danken an die Schwangerschaftsperiode nahe, denn die Griechen hatten zwölf Monate in ihrem Jahr. Rapp[1] gelangt zu der Folgerung, daß die neun Jahre die Winter darstellen, wo der Blitz im Hohlraum der Wolken verweilt. Der Ozean war nach ursprünglicher griechischer Vorstellung ein Wasser oben ebenso wie ein Wasser unten, so daß Hephästos in den Wolken oben geboren und dann in das Wasser unten gesteckt wird und an beiden Orten sich in einer Höhle aufhält. Ebenso bleibt Agni während der Winters in den Donnerwolken. Nun stellt der Winter wie wir aus den Venus- und Adonis-, Persephone-, Ishtar- und Tammuzmythen wissen, die Zeit dar, wo die Saat in der Erde und das Kind im Mutterleib wächst. Dem »Hohlraum der Wolken« gibt Shelley eine klare Mutterleib-Bedeutung:

»Ich verlach meinen Schlaf d'rin im Cenotaph,
Aus des Regens Gewölb, wie ein Kind
Aus dem Leib, den es barg, wie ein Geist aus dem Sarg
Steh' ich auf und zerbrech ihn geschwind.«

Nicht nur bei seiner Geburt und in seinen ersten Jahren lebte Hephästos in einer Höhle. Er war im wesentlichen eine unterirdische Gottheit, die verschiedene Vulkane bewohnte, insbesondere in Lemnos. Ein Sarkophag im Capitolinischen Museum zeigt ihn in einer Höhle, tief im Gebirge drin arbeitend. Auf vielen seiner Abbildungen hat er ein zwerghaftes gnomähnliches Aussehen, mit einem großen Kopf und Körper und kleinen Beinen, was unzweifelhaft an das Aussehen eines neugebornen Kindes mahnt. Seine Verbindungen mit anderen Gottheiten weisen auch auf diese beiden Eigenschaften, Fruchtbarkeit und Tod, hin, welche, wie wir wissen, in enger Verknüpfung mit dem Unterirdischen stehen. Seine Gemahlin war Aphrodite, die ursprünglich auch eine Todesgottheit war und eine andere Gattin, die ihm ebenfalls zugeschrieben wurde, ist Aglaia, die dritte der Gratien. Freuds jüngsthin veröffentlichter Aufsatz »Das Motiv der Kästchenwahl« hat gezeigt, daß die Ehe mit der dritten von drei Mädchen Tod bedeutet. Es ist deshalb von Interesse zu bemerken, daß Plutos auf den Bildsäulen in den Armen der Eirene dargestellt wird, der dritten unter den Jahreszeiten und der Gottheit des Winters. Nun war Plutos eine späte Personifikation gewisser Eigenschaften des Pluto, des Gottes der Unterwelt und stellte die Macht des Goldes vor. »In einem Fragment eines griechischen Kalenders, der im Louvre aufbewahrt wird, ist der Aufstieg (der Göttin Persephone) als der siebente Tag des Monates Dius datiert und der Abstieg oder das Niedersitzen der Gottheit ist als der vierte Tag des Monates Hephästius datiert, der sonst unbekannt zu sein scheint«[2]. Dies dürfte auf eine ganz bestimmte Verbindung mit Pluto hinweisen. Schließ-

[1] In Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.
[2] Fußnote bei Frazer, The Golden Bough: Spirits of the Corn and of the Vine, Vol. I, p. 46.

lich würde Rapps Deutung der Mythe von der Geburt der Paliki dem Hephästos eine entschieden unterirdische Stellung anweisen. Die von Zeus geschwängerte Nymphe Thalia wünschte, daß die Erde sie verschlingen möchte. Ein Wirbel entstand und von ihm umhüllt stieg sie hinunter. Doch als die Kinder reif geworden waren, öffnete sich die Erde und die Paliki wurden geboren. Aus dem Vergleich dieser Erzählung mit der Geburt des Erichthonios (der aus der Erde hervorsprang, wo der Same des Hephästos hingefallen war) und aus dem Umstand, daß die Paliki manchmal mit dem Hammer dargestellt werden, schließt Rapp, daß Hephästus ihr Vater war.

Die Macht des Hephästos nahm zweierlei Formen an, eine klar sexuelle und eine sublimierte. Die erste kann nach den männlichen und weiblichen Attributen der Zeugungskraft eingeteilt werden, die aber oft untrennbar vermischt sind, da er als Gott der Fruchtbarkeit im allgemeinen verehrt wurde. Die Mythe von der Geburt des Erichthonios gibt den rohesten Ausdruck dieser väterlichen Stärke wieder. Auf der François-Vase reitet er auf einem Maultier mit erigiertem Glied. Ein Funken aus der Schmiede des Vulkan (des römischen Hephästos) verursachte die Zeugung des Caeculus. Seine Bisexualität zeigt sich bei der Geburt Pandoras. Er formte sie, indem er Erde und Wasser zusammenmischte und wurde so der Urerzeuger aller Frauen. Wohl wegen seines unterirdischen Wohnsitzes wurde er als Gatte der Aphrodite dargestellt und als Fruchtbarkeitsgott betrachtet. Er wurde als Gott des Feuers verehrt, dem in allen Riten primitiver Völker eine entschieden sexuelle Bedeutung zukommt. In Lemnos wurde alljährlich ihm zu Ehren ein Fest gefeiert. Alle Feuer blieben während neun Tagen ausgelöscht (wieder die Zahl der Schwangerschaftsmonate); dann wurde frisches Feuer auf einem heiligen Schiff aus Delos gebracht und ein neues Leben, wie man es nannte, begann. Doch er war auch der Gott aller Dinge, die mittels Feuer verfertigt wurden. Der Familienvater pflegte dem Herd eine Flamme zu entnehmen und zu Hephästos, als der Gottheit des Herdfeuers, um Fruchtbarkeit für sein Weib zu beten.

Seine stärker sublimierten Kräfte lassen sich am besten verstehen als die Materialisation und übertreibende Ausgestaltung jener Eigenschaften, welche ihm zuerst rein symbolisch zugelegt wurden. Seine Männlichkeit wird als physische Stärke wiedergegeben — *κρατηρόχεις* — und in der alles verzehrenden Macht seines Feuers. Mit dieser unterdrückte er den Fluß Xanthos, als Achilles trotz der Hilfe Apollos und Athenes nicht gegen ihn anzukämpfen vermochte. Er überwachte den Blitz, das schrecklichste aller Naturphänomen. Mit seinem Beil (und hier zeigen sich wieder sexuelle Züge) schlug er Zeus auf den Kopf und Athene sprang ins Dasein. Eine Zeichnung auf der Bengnot-Vase zeigt Hephästos, wie er beim Erscheinen Athenes mit einem Blick naiven Erstaunens und Überraschung zurückfährt, als wäre er ein wenig ängstlich über das, was er selbst

getan hatte. So könnte ein Kind blicken — der eigenen Macht unbewußt — das zufälligerweise ein Gewehr abgeschossen hat.

Doch die wirkliche Allmacht der Gedanken lernen wir an den Werken kennen, die er schuf. Er konnte Dinge ausführen, die andere nur phantasierten. Brunn, von dem Antlitz der Vatikanischen Hephästos-Büste sprechend, bezeichnet als deren hervorspringendes Charaktermerkmal »Eine ruhige Besonnenheit, welche die Schwierigkeiten abwägt und zu bewältigen weiß«. Rapp sagt: »Was nun die ihm zugeschriebenen Werke betrifft, die ἔργα Ἡφαίστου, so ist daran festzuhalten, daß, wie die Gestalt und die Werkstatt des Göttersschmiedes mit ihrer ganzen Ausrüstung der Wirklichkeit des Lebens entnommen ist, so auch seine Werke der Kunst des homerischen Zeitalters entsprechen und durch die Phantasie des Dichters nur etwa zur höchsten, (d. h. für den Standpunkt der damaligen Erfahrung) denkbaren Vollendung gesteigert wurden.« Er konnte Dinge schaffen, die selbstätig wirkten, die selbst Kraft und Sinn besaßen, d. h. seine Gedanken handelten. Wenn er ein Ding getan wünschte, war es schon von selbst vollendet. Sein Blasebalg arbeitete automatisch und Homer sagt: »Er . . . nahm einen starken Stab und schritt hinkend von hinnen; doch Mädchen aus Gold waren zur Hand, die eilten herbei, ihrem Herrn zur Hilfe, lebenden Mädchen ganz gleich gebildet. Bei ihnen ist Verständnis im Herzen, bei ihnen ist Stimme und Stärke und sie sind gewandt, wie unsterbliche Götter.« Dann »schmiedet er Dreifüße, zwanzig an Zahl, an den Wänden der ragenden Halle zu stehen und jedem hatte er unter die Füße goldene Räder gesetzt, so das sie in eigener Bewegung die Versammlung der Götter zu betreten vermochten und zu seinem Hause zurückkehren, ein Wunder anzuschauen.«

Er verfertigte Hunde aus Gold und Silber, die den Palast des Alkinous bewachten. Unsichtbarkeit ist ein sicheres Zeichen der Allmacht der Gedanken, es ist die Kraft, die ohne sichtbare und daher ohne wirkliche und körperliche Vermittlung wirkt. Hephästos sandte in Wut über seine Vertreibung aus dem Himmel einen Thron für Hera, der sie, als sie sich darauf gesetzt hatte, mit unsichtbaren Banden festhielt, welche nur er allein zu lösen wußte. In der Odyssee lesen wir, wie er Ares und Aphrodite in einem ähnlichen, listigen Netz einfing, als jener sein Ehebett entehrte, worauf die Götter einer zum anderen sprachen: »Der Langsame fängt den Schnellen! Sieh, wie Hephästos, langsam wie er ist, den Ares überholt hat, obgleich er der Schnellste der Götter ist, die der Olympus faßt, durch seine Kunst hat er ihn festgehalten, trotz seiner Lahmheit.« Spätere Poeten schrieben ihm die Verfertigung des Zepters und der Ägis für Zeus zu — der Symbole der höchsten Macht in der ganzen griechischen Mythologie. Sie sagen auch, daß er die fernhintreffenden Pfeile des Apollo und der Artemis gemacht habe, deren Zerstörungskraft wir kennen. Er schmiedete den Panzer des Herakles und dem Peleus schenkte er bei dessen Heirat mit Thetis ein Schwert, das

überall Sieg bringt. Harmonias Halsband, das dem, der es trug, fortwährendes Leid schuf, wurde von demselben göttlichen Schmied angefertigt. Vielleicht die raffinierteste Entwicklung der Allmacht der Gedanken ist die Gabe der Weissagung. Die Fähigkeit, die Zukunft vorherzusagen, schließt die Beeinflußung der kommenden Ereignisse in sich ein, und bedeutet noch weit Schwierigeres als die Beherrschung der Gegenwart. Hephästos besaß diese Gabe und galt deshalb als der Vater des Rhadamantys. Diesem wurde von späteren Autoren der Platz des allwissenden Richters in der Unterwelt angewiesen.

Hephästos war nicht der einzige, der eine unterirdische Tätigkeit mit der Allmacht der Gedanken verband, noch waren die Griechen allein im Besitz derartiger Mythen. Hades, so mächtig, daß selbst die Götter sich seinen Beschlüssen neigen mußten, hatte einen unsichtbarmachenden Helm, der an die Mütze der höhlenbewohnenden Zwerge der nordischen Mythologie erinnert, die dieselbe Eigenschaft verlieh. Als die Helden Asgards den Fenrir zu binden trachteten und Thor sich dreimal vergeblich bemüht hatte, stieg Skinrir nach Svortheim hinab, wo die Zwerge eine Kette verfertigten, die Fenrir nicht zu brechen imstande war. Sie war so zart, daß sie zusammengerollt auf der Fingerspitze eines Zwerges Platz fand und wog nicht mehr als Distelflaum. Sie war aus sechs Dingen zusammengesetzt: Dem Schall von Katzentritten, dem Bart auf Weiberlippen, den Wurzeln der Steine, den Sehnen der Bären, dem Atem der Fische und dem Speichel der Vögel. Mit anderen Worten, sie war aus Dingen verfertigt, die nirgends bestehen, außer in der Phantasie. Die Zwerge wurden mit demselben Abzeichen dargestellt wie Hephästos — dem Schmiedehammer. Loki unternahm einst eine Reise in die Unterwelt; da traf er einen Zwerg, namens Brok, und schloß mit ihm eine Wette. Als Folge davon mußte dieser Brok seinen Bruder veranlassen, eine Reihe von Gaben herzustellen, die Loki zu den Göttern mit sich heim nahm. Als die beste von allen erachteten die Asen den Hammer Thors. Diese Waffe war so hart, daß sie in Trümmer schlug, was immer sie traf; fortgeschleudert kehrte sie in die Hand zurück und konnte so verkleinert werden, daß man sie in die Tasche stecken konnte. Dies ist vielleicht das anschaulichste Beispiel für die Allmacht der Gedanken in der gesamten Mythologie. Die griechischen Furien, die selbstverständlich eine unterirdische Meute waren, besaßen so viel Macht, daß die Götter sich außerstande sahen, ihre Rache zu verhindern. Sie schmiedeten das schreckliche Schwert des Ajax und das vergiftete Kleid des Herakles war *Ἐρινύων ἀμφιβλῆστρον*. Ihre Geburt wurde der Erde (Hesiod) oder der Nacht, oder der Erde und der Finsternis zugeschrieben. Die unvermeidliche Verknüpfung des Unterirdischen mit der Fruchtbarkeit beeinflußte die Anschauungen der Antike unwiderstehlich und so finden wir sie manchmal unter die Gottheiten der Fruchtbarkeit aufgenommen. Agni, der indische Feuergott machte bei seiner Geburt eine ähnliche Erfahrung wie Hephästos und er stand nur dem Indra

an Macht nach. Er konnte das Schicksal der Menschen selbst in der Welt nach dem Tode lenken. Die Figur des Prometheus gilt vielen Mythologen als eine Variante des Hephästos. Sie haben dieselbe Geschichte vom Himmelssturz; sie hatten einen gemeinsamen Altar in Athen; beide hielten sich in der Unterwelt auf (Prometheus im Tartarus) und beide waren mit der Feueranbetung verknüpft. Prometheus brachte das Feuer auf die Erde in einem hohlen Stab; damit ist der »Vril«-Stab vorausgeahnt, den Bulwer Lytton in der später zu erörternden Novelle beschreibt. Auch er formte Menschen aus Lehm und beseelte sie. Wie Hephästos und die nordischen Zwerge besaß er die Gabe der Weissagung. Die Ana aus Bulwers »Das Volk der Zukunft« sind rot, ebenso Agni und auch Mephistopheles. Hephästos, Prometheus und Satan wurden alle drei aus dem Himmel geschleudert. In welchem Grade entspricht die Gewalt des Teufels den Gewalten der Finsternis?

Alle Vorstellungen von rein physischer Kraft hängen wahrscheinlich mit potentia sexualis zusammen. Ob die Allmacht der Gedanken unabhängig davon entsteht oder nicht, können wir nicht sagen, aber dieser kurze Abriß scheint doch wenigstens darauf hinzuweisen, daß das menschliche Seelenleben bisher Bestrebungen gezeigt hat, die magischen Gedanken mit Mutterleib-Symbolen zu verknüpfen. Solche Vorstellungen haben ein zähes Leben. Frazer macht in »The Golden Bough«[1] nach Schilderung vieler Festlichkeiten in verschiedenen Teilen Europas, bei denen Abbildungen des Todes durch das Dorf getragen und zerstört werden, die folgende Bemerkung: » . . . Das Wesen, das eben zerstört wurde — der sogenannte Tod — muß als begabt mit lebenerweckender und -erhöhender Kraft gedacht werden, die es der Pflanzen- und selbst der Tierwelt mitzuteilen vermag. Daß der Figur des Todes eine lebenschaffende Wirkung zugeschrieben wurde, wird über alle Zweifel hinaus sicher gestellt durch den an manchen Orten beobachteten Gebrauch, Stücke der Strohpuppe zu nehmen und sie auf die Felder zu bringen, um das Wachstum der Saat zu befördern, oder zur Vermehrung des Viehstandes in die Krippen zu legen . . . Jeder, der ein Stück der Puppe erraffen kann, bindet es um einen Zweig des größten Baumes in seinem Garten, oder vergräbt es in sein Feld, in dem Glauben, daß davon die Ernte besser werde . . . Jeder bemüht sich eine Welle von dem Stroh, aus dem die Puppe gemacht ist, zu bekommen, weil man von ihr glaubt, daß sie, in die Krippe gelegt, den Viehstand vermehre. Oder das Stroh wird in die Hühnernester gelegt, weil man annimmt, daß es die Hennen hindert, ihre Eier wegzutragen und sie besser brüten läßt. Dieselbe Zuteilung einer fruchtbarmachenden Kraft an die Figur des Todes spricht aus dem Glauben, daß, wenn die Träger der Puppe, gleich nachdem sie sie weggeworfen haben, mit ihren Stöcken die Rinder

[1] The Dying God, p. 250 und 251.

schlagen, dies die Tiere fett und vermehrungstüchtig machen wird. Vielleicht wurden die Stöcke früher dazu benützt, den Tod zu schlagen und hatten auf diese Weise die Kraft, fruchtbar zu machen, erworben, die der Puppe zugeschrieben wurde. Wir haben auch gesehen, daß in Leipzig eine Strohpuppe des Todes den jungen Weibern gezeigt wurde, um sie fruchtbar zu machen.« So sind für die Bauern Europas Tod und Fruchtbarkeit zusammengehörig und eine magische Kraft an das geknüpft, was aus dem Reich des Todes stammt.

Die Völker des Altertums haben unbewußte Befriedigung darin gefunden, solche Mythen zu schaffen und wiederzuerzählen. Ähnlichen Gewinn ziehen die Bauern unserer Zeit aus der Beibehaltung ihrer sonderbaren Gebräuche; für den modernen Gebildeten sind beide Auswege durchaus ungangbar, doch er kann seine innersten Gelüste stillen, indem er sich in eine von seiner Phantasie erzeugte Geschichte versenkt und sie niederschreibt. Bulwer Lyttons »Das Volk der Zukunft« (The Coming Race) ist ein Beispiel für diesen Vorgang.

Die Erzählung schildert die Abenteuer eines Mannes, der den Weg in eine unterirdische Welt findet, wo ein Volk von ungewöhnlicher Macht lebt. Seine Erlebnisse dort können schnell abgetan werden, da für den Analytiker, wie für den Autor das Hauptinteresse in den Eigenschaften jenes Volkes und der Umgebung, in der es lebt, gelegen ist. Die Geschichte wird als Autobiographie erzählt. Der Erzähler läßt sich durch einen tiefen, unerforschten Schacht einer Mine hinunter in eine ausgedehnte Höhle, wo durch einen Unglücksfall sein Gefährte getötet wird, so daß er ohne die Möglichkeit einer Rückkehr allein bleibt. Ein Knabe, der Sohn des Mannes, der an der Spitze der Behörden des Volkes steht, das eine Reihe jener Höhlen bewohnt, entdeckt ihn und führt ihn in ihre Stadt. Er wird aufgenommen, lernt ihre Sprache und studiert viele ihrer Gewohnheiten. Alles geht so lange gut, bis zwei Mädchen sich in ihn verlieben; um seine Heirat mit einer von beiden zu verhindern, soll er umgebracht werden, denn nach der Ansicht dieses Stammes würde die Vermischung mit einem so niedrig entwickelten Typus wie es die »oberirdischen« Sterblichen sind, ihre Rasse verschlechtern. Er entrinnt, dank des Beistandes des einen Mädchens, welches von ihm betört ist. Eine ganze Anzahl von Zügen weist mit großer Deutlichkeit darauf hin, daß dieser unterirdische Aufenthaltsort den Mutterleib darstellt.

Wir erfahren, daß dieses Volk einst auf der Erde lebte, doch als die große Flut kam, krochen sie in eine Berghöhle und gingen spurlos verloren. Hier haben wir das Zusammentreffen von Wasser mit einer Durchfahrt durch eine enge Öffnung — eine traumartige Schilderung der Geburt. Die Haut des ursprünglichen Stammes war dunkelrot, wohl eine unbewußte Hindeutung auf das Aussehen des neugebornen Kindes. Einige Tiere, die diese unterirdische Welt

durchschweiften, hatte die Höhle selbst hervorgebracht. Der Erzähler gelangt durch eine enge Öffnung hinein, die sich wiederum schließt; er entrinnt mit Hilfe eines jungen Weibes, das für seine Befreiung sein Leben wagt, was eine recht deutliche Wiedergabe der Ereignisse bei der Geburt ist. Die eine große Angst, der diese Menschen unterworfen sind, ist die vor vollkommener Finsternis. (Vgl. die gewöhnliche Bezeichnung der Geburt »das Licht der Welt erblicken.«) Die Assoziationen mit Wasser sind ganz direkt: Sie halten an einer Theorie fest, daß alle Menschen sich ursprünglich aus Fröschen entwickelt haben. Dies ist vielleicht ein Echo der Entwicklung aus der amphibischen Form, Leben zuerst im Wasser und später in der Luft. Für das Kind ist das Wasser in der Blase; für den Erwachsenen bedeutet es die amniotische Flüssigkeit. Nachdem sie durch die Überschwemmung unter die Erde getrieben worden waren, hatten sie lange gegen den Ozean zu kämpfen, bis sie es erlernten, ihn zu beherrschen. Sie badeten regelmäßig in Wasser, daß mit Vril (der Name ihrer Kraft) geschwängert war. Mit anderen Worten, sie erhielten ihre Macht direkt vom Mutterleib.

Die Merkmale, die ihren Aufenthaltsort als Eingeweide oder Kloake charakterisieren, sind ebenso schwach verhüllt wie die bisher aufgezählten [1]. Wir lesen von den Leuten als »Gemeinschaften, die in den Eingeweiden der Erde begraben liegen.« Das Volk nannte sich »Ana« und dieser Name erinnert allzu auffallend an den anatomischen Terminus, um als bloßer Zufall gelten zu können. Die Vegetation war auch zum größten Teil »ein ruhiges Braun, auf welchem das Auge mit demselben Gefühl der Erleichterung ausruht, wie auf dem Grün der Oberwelt.« Auch mehrere Flatus-Phantasien werden bei der Schilderung dieser Rasse erwähnt. Der Abenteurer erwartete, daß es in dieser Tiefe unter der Oberfläche zu heiß sein müsse, um leben zu können (Mutterleibswärme) [2], doch er fand, daß die ungeheure Ausdehnung der Höhle für die Erzeugung freier Luftströmungen und häufiger Winde dienlich sei. Die Einwohner gewannen Licht aus Gasen, Mangan oder Petroleum. Die beiden wichtigsten Eigenschaften des Flatus — Geräusch und Geruch — sind wie gewöhnlich in Melodie und Parfum sublimiert; so sagt der Autor, daß sie »in einer Atmosphäre von Musik und Wohlgeruch«

[1] Lord Lytton wies jene Charakterzüge auf, von denen Freud behauptet, daß sie mit einer abnorm starken Entwicklung der Analerotik zusammenhängen. Er war sparsam bis zum Geiz, aber zur Zeit seiner stärksten finanziellen Not brachte er sich in den Besitz mehrerer Häuser und erhielt sich darin. Seine Vorliebe für Nettigkeit und Eleganz der Kleider machte ihn zum Stutzer. Schließlich war er im höchsten Maße eigensinnig.

[2] Wenn das Kind die Luft der Außenwelt erreicht, wird es sofort von ihrer Kälte im Vergleich zur Wärme jenes Ortes, den es eben verlassen hat, unangenehm berührt. Es betrachtet natürlich den Mutterleib als den Ort der intensivsten Hitze, da es die stärkste ist, die es je kennen gelernt hat. Diese Vorstellung lebt, wie ich an den Psychosen erfahren habe, im Unbewußten fort und hat es vielleicht verursacht, daß Hephästos in einen Vulkan versetzt wurde.

lebten. In einer großen Halle erklang leise Musik in sanften Modulationen wie von unsichtbaren Instrumenten, die naturgemäß mit dem Ort zusammenzugehören schien.

Worin bestand nun die Gewalt jenes Volkes, das das Licht des Tages noch nicht geschaut hatte? Es war ein alles durchdringendes Fluidum, die Essenz aller kosmischen und menschlichen Kraft. Auf den ersten Blick sehen wir, daß es mit der männlichen Zeugungskraft Ähnlichkeit hatte. Es wurde »Vril« genannt; es war in einem hohlen Stab enthalten, der gewöhnlich als Spazierstock getragen wurde, aber je nach Wunsch verlängert und verkürzt werden konnte und eine wesentliche Voraussetzung für die Übung des »Vril« war der große Daumen, der sich bei jener Rasse entwickelt hatte (beide ithyphallische Symbole). Die Kraft zeigte sich manchmal als bloße Steigerung physischer Stärke — mit ihrer Hilfe konnte ein Kind einen normalen Mann so leicht umbringen, als ein Mann einen Schmetterling tötet. Sie konnte Felsen durchbrechen — aber ihre Hauptmerkmale waren die geistige Übermacht, die Fähigkeit, die über Entfernungen und auf das Seelenleben anderer wirkt. Vor allem war es eine Kraft, die die Dinge veranlaßte, sich von selber zu »tun«. Diese Eigenschaften, insbesondere die letzte, bildeten immer die Hauptzüge der magischen und der Phantasiegewalt. Dies ist Allmacht der Gedanken, dies ist die Umgebung, die die Wünsche des Kindes errät. So lesen wir, daß Vril aus der Entfernung zerstören, heilen, einen Dampf zerstreuen oder sowohl Leib wie Seele beeinflussen konnte. Es konnte dazu gebraucht werden, einen Mann wie mit Elektrizität zurückzuschleudern. Wenn ein Museum gezeigt wurde, ließ der Führer alle Gegenstände sich herumbewegen, ebenso wie Hephästos seine Automaten. »Hier setzte sie, bloß durch ein bestimmtes Spiel ihres Vrilstabes, selbst in der Entfernung stehend, große und schwere Massen in Bewegung. Sie schien sie mit Vernunft zu begaben, so daß sie imstande waren, ihre Befehle zu verstehen und auszuführen. Sie ließ komplizierte Maschinen ihre Bestandteile bewegen, hielt die Bewegung an oder ließ sie weitergehen bis in einer unglaublich kurzen Zeit aus verschiedenen Arten von Rohmaterial symmetrische Kunstprodukte, völlig fertig und vollendet, entstanden waren.« Wir haben bereits in der Hephästos-Mythe diese weibliche Auffassung der Zeugungskraft kennen gelernt. Wie um die Verwechslung dieser Kraft mit bloßer Muskelkraft zu verhindern, geht der Autor gründlich auf die geistigen Eigenschaften dieses Vril ein. Er vergleicht ihn häufig mit Mesmerismus und erzählt, wie einer aus dem Volke ihn einschläferte, indem er bloß den Finger gegen ihn hob. Während dieses Trancezustandes teilte ihm sein Wirt die Kenntnis ihrer Sprache mit. Wie die Stärke des Intellektes ist auch diese Kraft je nach dem Individuum verschieden und die Fähigkeit, damit umzugehen, wird vererbt. Der Verfasser sagt ganz klar heraus, daß das Geheimnis des Fliegens in der Nutzbarmachung des Vril besteht. Z. B. konnte der Erzähler selbst nicht

fliegen[1] wie die anderen, nicht weil sein Körper, sondern weil sein Wille dazu nicht ausreichte.

Daß in einer erfundenen Geschichte ein Autor die Allmacht der Gedanken einer unterirdischen Menschenrasse zugeschrieben hat, ist interessant genug, doch ist es ebenso bedeutungsvoll, womöglich zu bestimmen, wieso er dazu kam, eine solche Erzählung überhaupt zu schreiben. Was konnte einen außerordentlich stark beschäftigten Mann veranlassen, seine Zeit damit hinzubringen, daß er, während der Tod schon vor seiner Türe stand, sich eine Geschichte zusammendachte, die weder Handlung noch wissenschaftliche Möglichkeit enthält, ja im Grunde nichts ist als ein Knäuel kindischer Phantasien? Die Antwort auf diese Frage kann die Psychoanalyse geben: Durch das Studium der Neurosen und noch viel mehr der Psychosen haben wir erfahren, daß eine andauernde Tendenz existiert, Verpflichtungen des Lebens und der Realität durch die Materialisation und Inkarnation von Phantasien aus dem Wege zu gehen. Wir wissen, daß alle Halluzinationen und Sinnestäuschungen der direkte oder symbolische Ausdruck von Wünschen sind, die aus dem Unbewußten stammen. Zu Beginn des Daseins gibt es eine ungeteilte Persönlichkeit — zu einer Zeit, wo zwischen Realität und Phantasie keine scharfe Grenze gezogen wird — doch sowie gewisse Begierden des Kindes mit den ethischen Anforderungen oder dem Nützlichkeitsstandpunkt, der sich nach und nach entwickelnden bewußten Persönlichkeit in Konflikt geraten, werden sie in ein tieferes Seelengebiet, in das Unbewußte verdrängt, ohne doch je unterzugehen. Sie existieren weiter, bestimmen jede unserer Affektreaktionen und formen unnachsichtig unser Leben. Aber dieses Ventil genügt nicht. Wenn aus den Anforderungen des Lebens Situationen entstehen, welche eine allzugroße Anpassungsleistung erfordern, dann regrediert das Individuum zu dem Zustand seiner ersten Kindheit und beginnt wieder in der Welt seiner Phantasie zu leben. Wenn ihm eine Schwäche des Anpassungsvermögens konstitutionell anhaftet, so sieht er diese Einbildungen für reale Erfahrungen an und ist »verrückt«; ein Mensch mit elastischerem Charakter findet für die durch die unbewußten Wünsche aufgehäufte Energie einen Ausweg, der mit der Realität vereinbar ist. Dies kann er so tun, daß er eine niedrigere Leidenschaft in ein höherstehendes symbolisches Äquivalent sublimiert, wie es z. B. der Fall ist, wenn ein Mädchen, das von seiner Bindung an den Vater überwältigt wird, den Trieb dieser verbotenen Liebe in den Dienst des göttlichen Vaters hinüberlenkt. Der Mann, dem unsere gegenwärtige Untersuchung gilt, zeigt eine andere Methode. Er verwirklicht seine Wünsche in der Form eines Romans.

---

[1] Die symbolische Bedeutung des Fliegens, das nach Ansicht der Psychoanalytiker häufig den Koitus darstellt, wird dadurch aufgehellt, daß vom weiblichen Geschlecht der Sitte gemäß ausschließlich Jungfrauen ihre Flügel benützen. Bei der Heirat wurden die Flügel über dem Ehebett aufgehängt; symbolische Befriedigung war nun nicht weiter notwendig.

Nun ist von allen eingebildeten Befürchtungen, unter denen der Melancholiker und insbesondere derjenige leidet, der an senilen Depressionen erkrankt ist, keine so allgemein als die Erwartung des Todes; diese wird nicht immer, doch gewöhnlich als Furcht empfunden. Wenn wir Bulwer Lyttons Leben und »das Volk der Zukunft« zusammenhalten, beginnen wir einzusehen, wie eng die Parallele zwischen den Zügen der Erzählung und den Gefühlsströmungen ist, die seinem Leben zugrunde lagen, und daß für den Verfasser diese Erzählung dieselbe Lösung brachte, wie die Vorstellung des Todes dem Melancholiker, der den Verstand verloren hat.

Selbst wenn wir eine Biographie dieses Staatsmannes und Schriftstellers lesen[1], die sich fast ausschließlich mit der dem öffentlichen Leben zugewandten Seite befaßt, lassen sich ausreichende Beweise für quälende Konflikte in seinem Liebesleben finden, die eine andauernde Rastlosigkeit und häufige Anfälle schmerzlicher Depression bewirkten und in »plötzlichen Ausbrüchen von überwältigendem Pessimismus und tiefer Verdrossenheit« ihren Ausdruck fanden. Seine Rastlosigkeit — ein typischer Zug im manisch-depressiven Symptombild — verursachte eine unaufhörliche, fieberische Tätigkeit, die bis zu seinem Tode andauerte, die sich aber am deutlichsten in seiner Jünglingszeit, bei seinem ersten Pariser Aufenthalt zeigte. Er führte damals ein Leben der Ausschweifung in und außerhalb der Gesellschaftskreise der heiteren Hauptstadt Frankreichs, das von Perioden wütender Arbeit unterbrochen wurde, während deren er wie ein Einsiedler in der Abgeschiedenheit eines kleinen, verborgenen Häuschens in Versailles lebte.

Die Ursache dieses freudlosen Daseins lag in der Bindung an seine Mutter, die zu stark war, um die dauernde Übertragung seiner Gefühle auf eine andere Frau zu gestatten. Er war, wie die Dinge lagen, das einzige Kind, denn nach seinem vierten Jahre, in dem sein Vater starb, lebte er allein mit der Mutter. Selbst während der Lebenszeit des Vaters war die abnorm starke Zuneigung des Knaben für den anderen Elternteil ebenso unzweideutig, wie daß er im Vater seinen Rivalen sah. Dieser war wohl geeignet, die Rolle eines verhaßten Eindringlings zu spielen, denn er wird als rauh, befehlshaberisch und zornig geschildert. Daß auch er eifersüchtig war, zeigt die Feststellung, daß »die Zärtlichkeit, mit welcher der Knabe ihre Liebe erwiderte, durch den Verdacht, ja durch die Gewißheit vertieft worden war, daß der strenge Vater ihm seinen übermäßig großen Anteil an der Mutterliebe mißgönnte«. Nachdem er das Haus seiner Mutter verlassen hatte, geriet er, sowohl in London wie in Paris unter den Einfluß mehrerer Frauen, von denen jede an Jahren und Erfahrung alt genug war, um seine Mutter zu sein und denen

[1] Edward Bulwer, First Baron Lytton, of Knebworth. T. H. Escott.

er Achtung ebenso wie Neigung zollte. Seine Verliebtheit in sie war, wie man sagt, rein platonisch, aber in einem Fall rief seine Verehrung sehr viel Tratsch hervor. Mehr als gewöhnlich blieb der unaufhörliche Einfluß seiner Mutter dauernd manifest. Er unterdrückte seine erste Erzählung, weil sie ihr mißfiel; er nahm Geld an, von dem er wußte, daß es von ihr komme, selbst zu einer Zeit, wo er sich in Konflikt mit ihr befand; er duldete es, daß durch ihre Einmischung seine erste »Backfischliebe« abgeschnitten wurde, indem sie ihn aus der Nachbarschaft, wo seine Braut lebte, entfernte; ihre Gegnerschaft verzögerte erst seine Heirat und später machte ihre Kritik seiner Gattin den tiefsten Eindruck auf sein Gemüt und trug viel zu jener Disharmonie bei, welche die Scheidung veranlaßte; schließlich, nach ihrem Tod gab er den Namen seines Vaters auf und behielt nur den seiner Mutter, Lytton. Sie war offenbar ein zur Herrscherin geborenes Weib, wohl geeignet, die infantile Theorie, nach der das Weib ebensolche Organe besitzt, wie der Knabe selbst, zu bestärken. Auch sein Weib, in das er sich auf den ersten Blick verliebte, spielte bei diesem Zusammentreffen den angreifenden Teil, indem sie ihn öffentlich lächerlich machte; auch war sie sowohl der äußeren Erscheinung wie der Erfahrung nach älter als er. Seine Liebe zu ihr währte nicht lange und es ist recht wahrscheinlich, daß seine Heirat nur einen Versuch darstellte, sich aus den Banden, die ihn an die Mutter knüpften, zu lösen. Nach neun Jahren des bittersten häuslichen Kriegs trennte er sich von seiner Frau und lebte von da an nur der Freundschaft mit Männern. Da er so lange die masochistische Rolle im Verhältnis zu seiner Mutter gespielt hatte (das ist die passive sexuelle Rolle, der das Beherrschtwerden und selbst Grausamkeit willkommen ist), ist es nicht überraschend, daß er zuletzt zur psychischen Homosexualität neigte. In seiner Kleidung war er stets weibisch und er trug sein Haar noch lang, auch als dies nicht mehr Mode war. Sein Masochismus zeigte sich in seiner außerordentlichen Empfänglichkeit gegen Kritik, während die ergänzende sadistische Strömung in der Schärfe seiner literarischen Angriffe manifest wird, sowie auch als Reaktionsbildung, in seinem Abscheu gegen die Jagd. In seiner Bemühung, das Begehren nach Zufügung von Schmerzen verdrängt zu erhalten, wurde er abnorm empfindlich gegen alles Leiden und äußerst mitleidig.

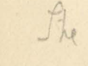
Mit einer solchen Veranlagung wäre eine vollkommene Anpassung an irgendeine Umgebung unmöglich gewesen, und das Glück, das er fand, bestand nur in einer Flucht in die Arbeit. Bedenken wir, daß der Mann, der »Das Volk der Zukunft« schrieb, außer seinen lebenslangen Leiden auch noch den Verlust der Gesundheit und die Aussicht auf den nahenden Tod zu ertragen hatte, so läßt sich nichts natürlicher erklären, als daß er auf jedem Weg, der mit geistiger Gesundheit vereinbar war, zu jener Zeit zurückstrebte, wo Phantasien Tatsachen waren, daß er den Tod seiner Schrecken beraubte und ihn mit Frieden und höchster Macht be-

gabte. Dies waren die unbewußten Motive, die ihn zur Abfassung seiner Geschichte trieben.

Keine tiefere Neigung kann bestehen, ohne daß nicht bewußt oder unbewußt ein Streben nach physischem Ausdruck wach wird. Zwischen Eltern und Kind jedoch schließt die Inzestschranke die Erreichung dieses Zieles bei allen aus, die ein etwas höheres moralisches Niveau erreicht haben. Ein häufiges Resultat der hieraus folgenden Verdrängung der Inzestliebe ist die Verdrängung der Heterosexualität überhaupt. Der Geschlechtsverkehr wird an und für sich als Ausschweifung und Sünde betrachtet. In »Das Volk der Zukunft« finden wir daher, daß kein unerlaubter Geschlechtsverkehr stattfinde, und daß die Menschen dort kein Fleisch essen — eine symbolische Verdrängung der fleischlichen Begierde. Der Autor fühlt sogar, daß in der leidenschaftlichen Elternliebe etwas unheiliges liege, denn er sagt, »die Neigung zum Nachwuchs nimmt die Gestalt von Mitleid und Zärtlichkeit gegen alles was Hilfe und Schutz bedarf an und äußert sich nicht als tierische Liebe gegen ihre Sprößlinge«.

Für das Kind ist die Mutter eine allweise Beschützerin, mächtig und doch gütig; sie wird, wie die Psychoanalytiker glauben, gleichzeitig männlich und weiblich vorgestellt und ist deshalb rätselhaft und unverständlich. Wir finden nun alle Bewohner jenes seltsamen Landes bartlos, von übermenschlicher Statur (die Größe der Eltern, nach welcher die Riesen im Märchen geformt sind) und mit einem sphinxhaften Ausdruck im Antlitz. »Es schien, als ob eben in dieser Güte und Sanftmut das Geheimnis des Schreckens bestünde, den die Gesichter erweckten.« Wer F r e u d s »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci« kennt, wird verstehen, wie gut diese geheimnisvolle, bisexuelle Figur der klassischen Kunst und Mythe die Mutter-Imago vertritt. Erinnerungen an die mütterliche Zärtlichkeit werden durch folgende Episoden wiedergegeben: Ein Kind lindert seine Schmerzen, indem es auf seine Stirne haucht, worauf es in eine ruhige Betäubung und schließlich in Schlaf verfällt. Einer der Ana legte seine linke Hand auf seine Stirne und berührte seine Schulter mit dem Vril-Stab. Darauf — »an Stelle des früheren Schreckens nahm mich ein Gefühl der Zufriedenheit, der Freude, des Zutrauens in mich selbst und in das Wesen, das vor mir stand, ein.« Als Ärzte waren in diesem Lande nur Frauen tätig, insbesondere verwitwete und kinderlose. Die Frauen waren alle feinfühliger und klüger, größer, stärker und vermochten den Vril besser zu beherrschen. Das Werben war ausschließlich auf ihrer Seite, weil die Natur der Frauen liebevoller ist. Das wenige, was die Geschichte an Handlung enthält, sind die Liebesangelegenheiten des Abenteurers. Er wird von zwei Frauen geliebt; die eine ist die imponierendste und weiseste unter allen Jungfrauen ihres Stammes. Er erklärt keine Gegenliebe empfunden zu haben, aber durch das liebevolle Entgegenkommen eines weit schwächeren Geschöpfes, der Tochter des an der Spitze der Behör-

den stehenden Mannes, wurde sein Herz gerührt. Diese zweite stellt wohl die Frau des Dichters dar, die nach der Geschichte die schwache Rivalin seiner geistig hervorragenden Mutter war. Die Inzestvorstellung der Verbindung mit irgendeiner aus diesem »Muttervolk« wird augenscheinlich rationalisiert durch das Verhalten des Stammes gegen eine Heirat mit dem Helden der Geschichte, die von ihnen als unerlaubte Artvermischung angesehen wurde. Die Unerreichbarkeit der Mutter wird durch die Eigenschaften der stärkeren der beiden Bewerberinnen ausgedrückt. Er fühlte, daß er sie wegen ihrer größeren sittlichen und intellektuellen Stärke nicht lieben könne. Der Vergleich trifft noch besser zu, wenn wir hören, daß sie ihn durch einen engen Spalt, den sie herstellen ließ, auf die Erde zurücksendet und seinem Entkommen mit Gefahr des eigenen Lebens behilflich ist. Beim Lebewohlsagen »küßte sie mich leidenschaftlich auf die Stirne, doch mit der Leidenschaft einer Mutter«. Er gibt schließlich (dem Leser) zu, daß er sie liebte und nach seiner Rückkehr auf die Oberwelt hinderte ihr stets vor seinen Augen stehendes Bild jede spätere Heirat.



Wie es von einem Land, wo die Frauen die erste Rolle spielen, zu erwarten steht, bedeuten die Väter nicht viel und werden nicht oft erwähnt. Der Dichter beseitigt also auf negativem Wege seinen ersten Rivalen, indem er ihn als so gut wie nicht vorhanden behandelt. Die Anspielungen, die wir finden, sind rein symbolisch eingekleidet. Das Volk lebt in vollständiger Abwesenheit der Sonne — ein Phänomen, das eine so natürliche Konsequenz ihres unterirdischen Lebens bildet, daß seine häufige Erwähnung auffallen muß. Einmal ist er Zeuge, wie ein kleiner Knabe auszieht, um einen Drachen (ein anderes archaisches Vatersymbol) zu töten, was eine ebenso naive Wunscherfüllung ist, wie sie in irgendeinem Märchen vorkommt. Von der Religion dieses Volkes wird mehreremale gesprochen. Sie glaubten an einen Gott, den sie den Allgott nannten — hielten aber seine Existenz für unzweifelhaft und ließen sich nie durch religiöse Fragen beunruhigen. Sie waren ethisch, aber ihre Ethik hatte mit dem Glauben an Gott nichts zu tun. Dies war, wenn wir seinem Biographen Glauben schenken dürfen, ganz genau die Überzeugung von Lord Lytton[1].

[1] Die Sprache des Volkes war eine Kindersprache. Sie bestand aus onomatopoetischen Silben. Zwei davon können vom Standpunkt der Symbolik interessieren. Pu war ein Prefix, das Ekel bedeutete — »eine Äußerung, bei welcher man den Athem mit Gewalt aus den Lippen stößt« (flatus). Der Buchstabe Z — ein Laut, der entsteht, wenn man den Athem einzieht — bezeichnet etwas, was anzieht und gefällt, vielleicht unter Beziehung auf fellatio. Es kann nicht überraschen, daß der Name des majestätischen Wesens, das so leidenschaftliche Liebe für ihn empfand, — Zee lautete. Die erste Berührung des Kindes mit der Mutter ist an ihrer Brust und Freud führt die Benützung des Mundes bei gewissen Perversionen auf die Fixierung des Säuglings an diese erogene Zone zurück, weil die Betätigung dieser Zone die höchste sexuelle Befriedigung gewährt.

Für das Kind bedeutet die Familie die ganze Welt. Wir erfahren deshalb, daß in diesem Stamme die Regierung auf der Basis des Familienlebens gebildet und durchgeführt wurde. Sie empfanden eine tiefe Verachtung für die Demokratie, auf welche der Dichter mehrere Male zu sprechen kommt. Nun begann Bulwer Lytton sein öffentliches Leben als Whig und endete als enthusiastischer Konservativer. Mit anderen Worten, er ersehnte die Herrschaft der wenigen, begünstigten Familien — der englischen Aristokratie.

Durch unsere psychoanalytische Erfahrung haben wir hinreichende Zeugnisse dafür gewonnen, daß der Tod ein Symbol für die Rückkehr in den Mutterleib ist. Welches Zeugnis haben wir nun dafür, daß sich die Ana des Friedens des Todes erfreuten? Wieder und immer wieder wird die Ruhe dieses Volkes erwähnt. Infolge ihrer Allmacht hatte jeder Kampf aufgehört und ein Zustand sich entwickelt, der ganz genau der Vorstellung der Alten von dem Leben nachher gleicht:

᾿Ολβίᾳ δ᾿ἅπαντες αἴσα λυσίπονον τελευτάν
καί σῶμα μεν πάντων ἕπεται θανάτω περισθενεῖ
ζωὸν δ᾿ἔτι λείπεται αἰῶνος εἴδωλον. Τὸ γάρ ἐστί μόνον
ἐκ Θεῶν, εὕδει δὲ παρασσόντων μελέων, ἀτὰρ εὑδόντεσσιν ἐν
πολλοῖς ὀνείροις
δείκνυσι τερπνῶν ἐφέρποισαν χαλεπῶν τεκρίσιν.[1] ⟨Pindar.⟩

So verlief ihr Leben. Sie kannten nichts dergleichen wie Wettbewerb, in welchem Sinne immer; niemand war hilflos oder verlassen; sie arbeiteten wenig und ohne Anstrengung, weshalb sollten sie auch? Nichts konnte den ruhigen Ernst ihres Lebens stören, da der bloße Wunsch des Schwächsten unter ihnen wunderbare Leistungen vollbringen oder ganze Armeen vernichten konnte. Sie sehen in den Kämpfen der Oberwelt nichts herrliches, sondern nur beeinträchtigte Klarheit des Urteils und nutzlose Bemühung. Noch mehr, sie fürchteten den Tod nicht, und Begräbnisse waren eine fröhliche Feier, bei welcher »die Begräbnishymne Geburtslied genannt wurde«. Sie behandelten den Tod als nichts anderes, als einen Eintritt in ein neues Leben. Das eben bedeutet der Tod für das unbewußte Seelenleben. Er ist nicht das Auslöschen der Persönlichkeit und die erbarmungslose Zerstörung lang gehegter Pläne. Er ist die Erfüllung eines stolzeren Traumes, als ihn unser Bewußtsein fassen kann, in unserem Zustand von Bedrängtheit durch die mitleidlosen Wirklichkeiten des Daseins. Doch wenn die melancholischen Jahre die Zeit heranbringen, wo »der Böse von seinen Taten abläßt und der Müde

[1] Das Schicksal löst am Schluß die Mühen aller
Dem starken Tod folgt jeder Menschenleib
Doch lebend bleibt des Daseins Widerbildnis, das allein
Von Göttern stammt; es schläft, von Nicht'gem frei,
Doch zeigt es eingehüllt in seine Träume
Der Lust Gefolgschaft und dem Leiden Deutung.

Ruhe findet« oder wenn sich Lytton von dem Gedränge der großen Welt abwendet, um in dieser Phantasie von einem neuem Leben zu schwelgen, dann entsteht der Wunsch zu jenem Zustand ruhiger Allmacht zurückzukehren, den sie einst im Leibe oder in den Armen der schützenden Mutter genossen, den Himmel wiederzufinden, den sie einst kannten.

Diese kurze Skizze zeigt, was die Psychoanalyse für unser Verständnis mancher bisher ungelöster Probleme leisten kann. Wir lernen zuerst den Sinn gewisser Symbole kennen und wenn wir unsere Kenntnis auf die Mythen anwenden, vermögen wir einsehen, warum ihre Helden gewisse Eigenschaften haben, deren Existenz und Zuteilung sonst nur auf den Zufall zuruckgeführt werden könnte. Wir lernen auch verstehen, wieso die Verfassung einer phantasierten Erzählung das Innenleben des Dichters auszudrücken und seinen unbewußten Begierden einen Ausweg zu schaffen vermag. Schließlich gewinnen wir Einblick in eines der Geheimnisse der Kunst. Wir lernen, woher es kommt, daß Mythen Jahrhunderte hindurch von Alt und Jung noch immer eifrig gelesen wurden, als schon Jahrhunderte seit ihrer ersten Niederschrift vergangen waren; und wir können einige Einsicht in die Anziehungskraft gewinnen, die gewisse Werke auf uns alle üben — eine Anziehungskraft, die der gewöhnlichen intellektuellen Kritik spottet. Solche künstlerische Leistungen wirken auf uns, weil sie den Ausdruck von Wünschen darstellen, die im eigenen Unbewußten heimlich fortglimmen. Auch diese Arbeit hier ist so entstanden, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, »Das Volk der Zukunft« zu lesen, um es zu erklären, warum ein sonst literarisch recht interesseloser Zwangsneurotiker davon einen so tiefen Eindruck erhalten hatte. Er konnte die Lächerlichkeit des Lebens und der Situation der »Ana« einsehen und doch konnte er sich nicht davon zurückhalten, mir fortwährend von dem Buch zu erzählen; die Erinnerung daran verschaffte ihm offenbar eine große Befriedigung, wie ihr häufiges Auftauchen im Verlauf freier Assoziationen erkennen ließ. Er konnte aus dem Frieden und der Macht, die jenes Volk besaß, Lust gewinnen, weil er sich selbst in die Rolle der handelnden Personen einer Geschichte versetzte, die bloß aus der Phantasie entsprungen war.



Die Psychopathologie der neuen Tänze.

Von Dr. A. A. BRILL, New-York

Chef der psychiatrischen Klinik und klinischer Assistent am neurologischen Institut der Columbia Universität[1].

Da die augenblicklich herrschende Tanzmanie von Individuum auf Individuum übertragen worden ist und sich immer mehr ausbreitet, sind wir berechtigt, von einer psychischen Epidemie zu sprechen. Solche psychische Epidemien sind wohlbekannte Vorkommnisse und treten häufig im Lauf der Geschichte auf. Für den Psychiater bedürfen sie keiner weiteren Erklärung. Wir haben alle Fälle von Folie à deux beobachtet und können daher leicht verstehen, wie solche psychische Vorgänge von einem Individuum auf das andere übertragen werden können, bis ein Ort, bis ein ganzes Land davon ergriffen ist.

Man denke z. B. an die verschiedenen Kreuzzüge ins Heilige Land und andere ähnliche religiöse und weltliche Bewegungen. Auch unsere heutige Tanzepidemie ist in der Geschichte nicht neu. Vor Jahrhunderten schon brachen in den verschiedenen Ländern Tanzmanien aus, und wenn sie auch nicht so verbreitet waren wie die heutige, so erregten sie doch ebensoviel, wenn nicht mehr Aufsehen. Und doch scheinen zwischen den alten Tanzmanien und der jetzigen Unterschiede zu bestehen. Erstens hatten die meisten alten Epidemien einen religiösen Hintergrund. Man tanzte zur Ehre Gottes. Als Beispiele von wichtigeren Tanzepidemien will ich die von Aachen (1374) und Straßburg (1518) erwähnen. Bei der Straßburger konnten die Tänzer nur durch eine Wallfahrt zum Altar des St. Veit geheilt werden. Zweitens hatten die alten Epidemien schlimmere Folgen — viele Tänzer wurden zu Tode getrampelt, wenn sie vor Erschöpfung niederfielen — und waren auf ein begrenztes Gebiet beschränkt. Die heutigen Tänze haben nichts mit Religion zu tun und sind an keinen Ort gebunden. Jeder, fast die ganze Welt, tanzt heute die neuen Tänze.

Wir wollen jetzt diese über die ganze Erde verbreitete Bewegung, die vor zwei Jahren in den Vereinigten Staaten aufkam und sich wie ein Lauffeuer über die ganze Welt verbreitete, untersuchen. Wir kennen alle die Wichtigkeit, mit der sie in der Familie und in der Gesellschaft behandelt wird. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der größte Teil unserer Bevölkerung in zwei Klassen eingeteilt werden kann: in eine, die tanzt, und in eine, die mit Vergnügen zusieht. Während die große Mehrzahl das Tanzen billigt, sind einige wenige dagegen. So haben sich gekrönte Häupter verpflichtet gefühlt, Tanzverbote zu erlassen. Man kann die Bedeutung

[1] Nach einem Originalartikel im New York Medical Journal vom 25. April 1914.

der Tanzepidemie auch daran erkennen, daß Preßnachrichten zufolge sogar der Papst sich dagegen ausgesprochen und weniger tadelnswerten Ersatz angeboten hat, und daß die meisten Religionslehrer aller Kirchen das Tanzen scharf verurteilen. Doch die Epidemie greift weiter um sich und wird allem Anschein nach immer populärer. Wohin man auch immer kommt, sei es in ein Restaurant oder in ein Privathaus, man kann sicher sein, zu jeder Tageszeit mit den wohlbekannten Melodien der neuen Tänze begrüßt zu werden. Neben den Thées dansants und dem nicht aufhörenden Tanzen am Abend und in der Nacht, gibt es in einigen Lokalen auch schon Déjeuners dansants. Eine Tatsache steht ganz zweifellos fest, daß die große Mehrzahl der Menschen, ob reich oder arm, die neuen Tänze tanzen will, allen Einwendungen zum Trotz.

Was ist nun die Ursache und worin besteht die Bedeutung dieses psychischen Ausbruchs? Bevor wir diese Fragen beantworten wird es das beste sein zu hören, was einige bekannte Autoren über das Tanzen im allgemeinen zu sagen haben. Havelock Ellis, der dieses Gebiet am eingehendsten studiert hat, kommt zu dem Schluß, daß die alten Tänze nichts anderes waren als Kundgebungen des sexuellen Instinktes[1]. Er sagt: »Bei zivilisierten Völkern ist es (das Tanzen) nicht nur ein Anreiz zur Liebe, sondern sehr oft ein Ersatz für die normale Befriedigung des sexuellen Instinktes, indem es etwas von dem Wohlbehagen und von der Erleichterung nach dem Liebesgenuß gewährt. Man kann das besonders bei jungen Frauen beobachten, die oft eine große Summe von Energie beim Tanzen verausgaben, und sich dadurch keine Müdigkeit, sondern ein Gefühl des Glückes und der Befriedigung verschaffen. Es ist bezeichnend, daß junge Mädchen, wenn sie angefangen haben, mit Männern geschlechtlich zu verkehren, gewöhnlich sehr viel von ihrem Eifer beim Tanzen verlieren. Es ist interessant festzustellen, daß selbst unsere modernen Tänze alten Stils einen sexuellen Ursprung haben. So war der populärste aller Tänze, der Walzer, ursprünglich (wie Schaller, von Groos zitiert, feststellt) »der Schluß eines komplizierten Tanzes, der die ganze Geschichte einer Liebe darstellt, mit dem Verfolgen und Entfliehen, dem neckischen Schmollen und Sichentziehen und der Apotheose der Hochzeit«.

Eduard Fuchs[2] sagt, daß ebenso wie Gesang und Schmuck der Tanz ein erotischer Köder ist, und daß, ganz gleich in welcher Form, er immer etwas Erotisches ist, das in Rhythmen übertragen das Lieben, Werben, Zögern, Versprechen und endliche Nachgeben darstellt. In der Tat kommen alle Beobachter zu demselben Schluß[3]. Sie behaupten übereinstimmend, daß der Tanz einem sexuellen Zweck dient, nicht nur bei zivilisierten Menschen, sondern auch bei den

---

[1] Analysis of sexual impuls, p. 47.
[2] Illustrierte Sittengeschichte.
[3] Vgl. auch Scheuer, die Erotik im Tanze (Sexualprobleme, Januar 1911).

primitiven Völkern, den höheren Tieren und Vögeln. Kurz gesagt, die allgemeine Auffassung geht dahin, daß der Zweck des Tanzes ist, einen Tumeszenzzustand herbeizuführen. Daß die neuen Tänze dasselbe Ziel haben, braucht kaum erwähnt zu werden, denn es ist wohlbekannt, daß die Haupteinwendungen gegen sie aus diesem Grunde gemacht werden. Die Gegner nennen sie indezent, verführerisch und sexuell erregend. Aber man darf nicht vergessen, daß auch der alte Walzer, als er zuerst aufkam, nicht weniger Gegner gefunden hatte. Er fand auch Widerstand, weil man ihn für unanständig hielt und kein geringerer als Byron gab seinem Unwillen in folgenden Versen Ausdruck:

Walzer, Walzer, wo Füße und Arme von Nöten,
Hoch schwingt sie das Bein, und ohne zu erröten
Läßt sie im Angesicht der Menge den Händen freies Spiel,
Zu tasten, wo sie nimmer es gewagt — Licht aus, es ist zu viel.

Die Einwendungen gegen die alten Tänze, oder gegen das Tanzen im allgemeinen, sind nie ganz verschwunden. Viele Religionsgemeinschaften haben immer gegen jede Form des Tanzes geeifert. Wenn man in Betracht zieht, was Ellis und die anderen sagen, so sind ihre Einwendungen verständlich.

Und doch, wenn man den Walzer mit den neuen Tänzen vergleicht, so muß man zugeben, daß ein großer Unterschied zwischen ihnen besteht. Im Aussehen und in der Ausführung hat der »Turkey Trott« etwas »Wildes« und »Aufregendes«, während der Walzer als schicklich und konventionell erscheint. Ich habe viele Tänzer, intelligente Leute, nach dem Unterschied zwischen den alten und neuen Tänzen gefragt, und ihre Antworten gaben im großen ganzen wieder, was ich weiter oben gesagt habe. Sie alle hielten die neuen Tänze mit der dazu gehörigen Musik für wild, anreizend und aufregend, und das war der einzige Grund, weshalb sie sie dem Walzer vorzogen. Solche Ausführungen scheinen sehr seltsam. Leben wir doch in einer sehr weit vorgeschrittenen Zeit und da geben gebildete und intelligente Menschen offen zu, daß sie »ganz verrückt« sind nach etwas, nur weil es primitiv ist. Ist das nicht ein Zeichen von Rückschritt?

In der Absicht, mir darüber Klarheit zu verschaffen, besuchte ich einige Tanzlokale. Ich muß sagen, daß ich bald ein sehr interessierter Zuschauer wurde und ich überzeugte mich sehr bald, daß meine Freunde und Patienten recht hatten, wenn sie die Tänze als wild und aufregend bezeichneten. Aber ich sah noch etwas, das sie nicht ausgedrückt hatten, daß nämlich mit den neuen Tänzen mehr Muskelanstrengung, mehr Berührung und mehr Bewegung verbunden war. Mit anderen Worten, die neuen Tänze boten mehr Gelegenheit zur Tumeszenz als die alten. Da stellte ich mir die Frage: ist das vielleicht die Ursache für die Beliebtheit der neuen Tänze? Und dem Satze folgend: »alles was existiert muß einen Grund haben zu

existieren«, fragte ich mich: befriedigt diese Epidemie, von der Tausende ergriffen sind, ein Bedürfnis? Es war nicht schwer zu dem Schluß zu kommen, daß die Tänze deutlich erotisch sind. Deshalb mußte es auch klar sein, daß die Natur dieser Gefühlsentladung erotisch war. Aber da die alten Tänze von derselben Art sind und demselben Zwecke dienen, so entstand die Frage, ob ein anderer Unterschied in der Reaktion zwischen den alten und neuen Tänzen besteht. Mit anderen Worten, ist es wahr, daß die neuen Tänze als stärkerer Anreiz für somatische sexuelle Gefühle wirken?

Um diese Frage zu beantworten, entschloß ich mich folgende Fragebogen an einige hundert enthusiastische Tänzer zu versenden: 1. Haben Sie sich, während Sie die neuen Tänze tanzten, jemals sexuell erregt? 2. Haben Sie sich jemals sexuell erregt, während Sie den neuen Tänzen zusahen? 3. Haben Sie jemals dieselben Gefühle gehabt, wenn Sie die alten Tänze tanzten oder ihnen zusahen? Ich legte diese Fragen meinen Freunden und Patienten vor, und bat sie, diese Auskünfte für mich von ihren intimen Freunden, bei denen man sich darauf verlassen konnte, daß sie die Wahrheit sagten, zu sammeln. Nach einigen Monaten hatte ich von 342 Personen Antwort, von 119 Frauen und 223 Männern. Von diesen beantworteten 14 Männer und 8 Frauen die erste Frage mit ja, 16 Männer und 9 Frauen die zweite mit ja und 11 Männer und 6 Frauen gaben auf die dritte Frage eine bejahende Antwort. Die 16 Männer und 9 Frauen, die die zweite Frage bejahend beantwortet hatten, hatten auch die erste und dritte in diesem Sinne beantwortet. Das heißt, nur 16 Männer und 9 Frauen wurden beim Tanzen oder Ansehen der neuen Tänze sexuell erregt und von diesen 25 erging es 9 Männern und 6 Frauen bei den alten Tänzen ebenso. Sechs dieser Männer und alle die Frauen kenne ich persönlich und weiß, daß sie sexuell sehr hyperästhetisch sind. Drei von den Männern werden auch stark sexuell erregt, wenn sie Automobil fahren, Radeln oder Reiten. Die anderen gehören zu der Klasse von Leuten, die an schmutzigen Witzen und pornographischer Literatur ihre Freude haben. Fünf Frauen standen im Alter von 35 bis 43 Jahren und waren aus verschiedenen Gründen plötzlich ohne jede sexuelle Befriedigung. Mit anderen Worten: soweit man aus den gesammelten Antworten schließen darf, kann man nicht sagen, daß die neuen Tänze mehr geeignet sind, sexuelle Erregungen herbeizuführen als die alten, wobei wir unter sexueller Erregung somatisch sexuelle Äußerungen verstehen wollen. Was die ästhetischen Gefühle betrifft, so wirken auf diese die neuen Tänze stärker und anregender, darüber sind sich fast alle meine Gewährsmänner einig.

Es ist interessant festzustellen, daß die Zuschauer den größten Prozentsatz von denjenigen stellten, die grobe sexuelle Gefühle hatten. Selbst wenn wir uns auf die normalen Personen beschränken, müssen wir zugeben, daß das Zuschauen beim Tanzen Vergnügen

macht. So sagt Havelock Ellis[1]: »Nicht nur das Tanzen selbst ist aufregend, sondern schon das bloße Zusehen, und selbst bei den Wilden haben die Tänze ein Publikum, das beinahe ebenso leidenschaftlich erregt wird, wie die Tänzer selbst.« Diese Bemerkung trifft besonders auf die neuen Tänze zu, die durch ihre Neuheit und durch ihre auf das Sexuelle anspielenden Bewegungen immer eine gewisse Erregung bei den Zuschauern hervorrufen. Und während die Anstrengung beim Tanzen beim Tänzer einen gewissen Grad von Detumeszenz hervorruft, bleibt der bloße Zuschauer in einem Stadium der Appetenz (Begierde), der bei hyperästhetischen Leuten leicht zu somatisch sexuellen Gefühlen führen kann. Dafür spricht auch die Tatsache, daß die meisten, die gegen die neuen Tänze sind, denselben nur zugesehen und sie nie selbst getanzt haben. Das Zusehen erzeugt ein Quantum von sexuellen Gefühlen, das sogleich verdrängt wird, und durch einen »Abwehrmechanismus« entsteht aus ihnen ein starker Ausbruch der Entrüstung. Das ist natürlich ein unbewußter Vorgang. Er erklärt solche Fälle, wie den meines Freundes S., der im vorigen Jahre gegen die neuen Tänze wetterte, weil er sie für unzüchtig und indezent hielt und die Tatsache beklagte, daß einige seiner Freunde sie tanzten. Während der Sommerferien bekam er auch das »Fieber« und wurde ein enthusiastischer Tänzer. Er versicherte mir, daß er trotz aller darauf zielenden Anspielungen niemals während des Tanzes sich irgendwelcher sexueller Gefühle bewußt wäre. In der Tat empfinden die meisten Tänzer nur ein Gefühl der inneren Heiterkeit und des Wohlbehagens. Mit Ausnahme der oben erwähnten ist mir in allen Antworten, die ich von Frauen bekommen habe, versichert worden, daß sie trotz aller anzüglichen Bemerkungen, die sie über die neuen Tänze gehört haben, sich beim Tanzen nie eines sexuellen Gefühls bewußt gewesen wären. Ich muß hinzufügen, daß alle, von denen ich die hier benützten Angaben erhalten habe, gebildete Leute sind. Ganz zweifellos bietet die engere Berührung bei diesen Tänzen denen eine günstige Gelegenheit, die überall etwas Geschlechtliches suchen. So berichteten mir einige meiner Patienten, daß ihnen durch gewisse Bewegungen ihres Partners beim Tanzen somatische sexuelle Gefühle auf seiner Seite zum Bewußtsein gekommen seien. Aber das kann vorkommen und ist zweifellos auch schon vorgekommen, bevor die neuen Tänze bestanden. Kurz, die Frage, ob die neuen Tänze den Reiz für starke sinnliche Gefühle bieten, kann mit aller Entschiedenheit verneint werden. Trotz anzüglicher Bemerkungen und Anspielungen kommen da nur sexuell ganz abnorme Personen in Frage oder solche Leute, die mit Vorbedacht starke sexuelle Erregungen beim Tanzen suchen.

Wenn wir den Mechanismus des Tanzes weiter untersuchen, so finden wir, daß er im Grunde nichts anderes ist, als eine Be-

[1] Loco citato, p. 49.

wegung in bestimmter Form. So spricht Stoll[1] vom Tanze als von einer rhythmischen Bewegung des Körpers, die unter Begleitung von einigen Takten Musik ausgeführt wird und dazu dient, gewisse Affekte und Seelenzustände in mehr oder weniger konventioneller Form auszudrücken. Aber es ist eine bekannte Tatsache, daß Bewegung in jeder Form Vergnügen schafft. Das Kind liebt es, mit den Beinen zu strampeln und die Arme zu bewegen, und wenn es einmal in den Schlaf gewiegt wird, so wird es gutwillig auf dieses Vergnügen nicht verzichten. Kinder lieben alle Spiele, die mit einer Bewegung verbunden sind, wie das Hochgehobenwerden und Herumschwingen in der Luft; das Schütteln beim Reiten hat auf ältere Kinder einen bedeutenden Einfluß[2]. Daß Bewegung mit dem Geschlechtsleben zu tun hat und sogar oft mit starken sexuellen Gefühlen verbunden sein kann, ist den Forschern anormaler Psychologie wohl bekannt. Die Psychoanalyse zeigt oft, daß bei Neurasthenikern diese kindlichen Vergnügen häufig verdrängt und ins Gegenteil »verkehrt« werden und wir finden dann Nausea als Reaktion auf das Schaukeln und Rollen. Außerdem zeigen Analysen von nervösen Störungen beim Gehen — wie Agoraphobie — die sexuelle Natur der Freude an der Bewegung[3]. Ich habe viele Fälle analysiert, die diese Mechanismen ganz deutlich zeigten. Wir können also sagen, daß die Freude an der Bewegung eine auto-erotische sexuelle Äußerung ist, und da die Bewegung die Grundlage des Tanzes ist, so können wir leicht einsehen, warum sämtliche Beobachter das sexuelle Element bei allen Formen des Tanzes klar erkennen. Wir können nun die Bedeutung des Tanzes im allgemeinen und die der neuen Tänze im besonderen verstehen. Beide dienen sie zur Abfuhr einer sexuellen Spannung und unterscheiden sich nur in ihrer mehr oder weniger starken Wirkung. Infolge der engeren Berührung und der größeren Muskelanstrengung bieten die neuen Tänze einen besseren Ersatz für die normale Befriedigung des sexuellen Instinktes und gewähren so mehr Vergnügen und mehr das Gefühl befriedigter Liebe als die alten Tänze. Das bringt uns auf die Ursache dieser psychischen Epidemie.

Dank dem Genie von Freud sind wir heute in der Lage festzustellen, daß abnormale Erscheinungen, sei es in der Form einer Neurose oder Psychose, alle das Resultat von einer früheren geistigen und gemütlichen Verdrängung sind. Die Ursachen der psychischen Epidemien zeigen einen ähnlichen Mechanismus. So waren die Tanzepidemien im zwölften und dreizehnten Jahrhundert das Ergebnis der Tyrannei der Feudalherren und der Kirche, die das Volk lange Zeit in einem unterdrückten und elenden Zustande

[1] Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. p. 581.

[2] Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. p. 54.

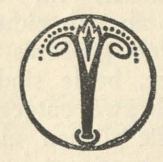
[3] Loco citato, p. 55, und Abraham, Über eine konstitutionelle Grundlage der lokomotorischen Angst. (Internat. Ztschr. f. ärztl. Psychoanalyse, II. Jahrg., 1914.)

belassen und ihm keine Gelegenheit gegeben hatten, seinen Gefühlen irgendwelchen Ausdruck zu verschaffen. Unsere gegenwärtige Tanzepidemie ist im Grunde durch ähnliche Ursachen bedingt. Sie ist auch das Resultat von unterdrückten Gefühlen und aus der Art, wie sie sich äußert, muß man schließen, daß es eine sexuelle Verdrängung war, die nun durchgebrochen ist. Puritanische Prüderie und angelsächsische Heuchelei haben Jahrhunderte hindurch die Rolle des Vogels Strauß gespielt und sich geweigert, das Bestehen eines Sexualtriebes anzuerkennen. Unwissenheit wurde mit Unschuld verwechselt, und die wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers wurden nicht nur ignoriert, sondern unerbittlich unterdrückt. Schon der Gedanke an etwas Sexuelles wurde als etwas Teuflisches und Widerliches betrachtet. Bis zu einem gewissen Maße trifft dies auch auf das kontinentale Europa zu, doch ging es dort nie so weit, wie hier und in England. Deswegen werden auch in Europa die neuen Tänze viel langsamer aufgenommen. Die Frauen sind die eifrigsten Tänzer, denn sie haben die schwerste Last unseres Systems kultureller Entwicklung zu tragen. Die doppelte Auffassung von Moral erlaubt den Männern gewisse Befriedigung, während man die Tugend der Frauen so behandelt, wie der törichte Bauer seinen wertvollen Pelz auf dem Markte: Er war nicht mit dem hohen Preis zufrieden, den ihm die Händler boten, weil er dachte, er könne mehr verdienen, wenn er die Haare aus dem Felle herausrisse und sie einzeln verkaufe. Das unausgesetzte Fortschreiten der angelsächsischen Zivilisation mit seinen verwickelten ökonomischen Problemen findet seinen Ausdruck in einer ständigen Zunahme an frigiden Frauen und »alten Jungfern«. Nicht nur daß die »Sublimation« bis zu einem sehr hohen Grade geführt wird, die Frauen werden auch gezwungen, akademische und andere Berufe zu ergreifen, um mit den Männern zu konkurrieren. Die Religion, das Auslaßventil par excellence für alle Frauen, verschwindet rapid. Es gibt in Amerika und England beinahe ebenso viele irreligiöse Frauen als Männer. Abnehmen der Religiosität bedeutet ein Zunehmen der Nervosität. Diese Ursachen haben schon eine lange Zeit gewirkt und da ein Ausgleich eintreten mußte, so bescherte uns England mit den Suffragetten und Amerika mit den neuen Tänzen. Beide haben ihren Ursprung im Gefühls- und Wirtschaftsleben, aber beide dienen einem guten Zweck. Die Suffragetten und die Tanzepidemien bedeuten für das Geschlechtsleben dasselbe, wie die Horminga brava (Feuerameise) für den Baumwollwurm (Boll Weevil). Die erstere mag an sich nicht wünschenswert sein, muß aber gepflegt werden, um ein größeres Übel zu zerstören. Suffragetten und die neuen Tänze, beide sind Kompromißbildungen, die hervorgebracht werden durch zwei entgegengesetzte Ströme: Wunsch und Unterdrückung, und sie dienen als Sicherheitsventil für eine unterdrückte Spannung. Im kontinentalen Europa, wo man nicht so viel Prüderie findet und die Frauen nicht zwingt Männer zu sein,

kann man beides entbehren. Dort gewinnen die neuen Tänze nur langsam Boden, und erst vor wenigen Tagen wurde in Deutschland eine Frau wegen Beleidigung verurteilt, weil sie eine andere »Suffragette« genannt hatte. Hier sind die neuen Tänze ein Ersatz für die normale Befriedigung des sexuellen Instinktes in der Form der Freude an der Bewegung, sie sind in gewisser Weise mit dem Sport zu vergleichen, der in angelsächsischen Ländern soviel angewandt wird, um die Jugend von sexueller Betätigung fern zu halten, und mit den charakteristischen Vergnügungen in unseren Sommerfrischen. Alles das dient dazu, das sexuelle Vergnügen durch die Freude an der Bewegung zu ersetzen und die sexuelle Tätigkeit auf eine infantile Stufe herunterzudrücken.

Von diesem Standpunkt aus müssen die neuen Tänze als nützlich für unser herrschendes gesellschaftliches System betrachtet werden. In der Tat habe ich erst in der letzten Zeit etwa zwölf Fälle von nervösen Erkrankungen gesehen, denen durch die neuen Tänze sehr geholfen worden ist. So kann ich über eine sehr hypochondrische Frau in mittlerem Alter berichten, die Jahre hindurch sich viermal die Woche massieren ließ, und zwar mit sehr wenig Erfolg. Sie tanzt jetzt statt dessen ebenso oft mit großem Nutzen und viel Vergnügen. Ferner kenne ich zwei verschlossene und schüchterne Personen, die durch die neuen Tänze völlig verändert sind. Sie fürchten sich nicht mehr mit dem anderen Geschlecht zusammenzukommen und denken ernstlich ans Heiraten. Ebenso hörte ich von einer jungen Witwe, die an deutlichen Angstzuständen mit Phobien litt und die durch den Besuch eines Tanzzirkels sehr gebessert wurde. Ich könnte aus meinen und anderen Beobachtungen noch mehr solcher Fälle anführen. Mäßiges Tanzen nach dem alten oder neuen Stil kann nur gutes tun und man sollte es empfehlen. Ich stimme mit denen durchaus nicht überein, die behaupten, daß es schädlich ist, die Sexualität zu erwecken usw. Meine eigenen Erfahrungen (ich tanze nicht) zeigen mir gerade das Gegenteil. Die neuen Tänze bieten Tausenden eine gute körperliche Übung und ein Vergnügen und dienen außerdem als ausgezeichnete »Sublimation«.

Die Moralprediger aber und die übrigen, die anders über das neue Tanzen denken, sollen beherzigen, was Lucian sagt: »Quidquid multis peccatur, inultum est.«





Inhalt des vierten Heftes.

BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, GES. M. B. H., IN WIEN.



Inhalt des vierten Heftes.

BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, GES. M. B. H., IN WIEN.